Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX. № 19.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

BIBLIOTHEK des Gewerbe-Vereins ELBING

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXX. [1])

Von Baghdad aus unternahm das Dieulafoy'sche Ehepaar den Besuch der Ruinen Babylons und trat am 15. December den Ritt nach Süden an, der sie durch die noch im 12. nachchristlichen Jahrhundert so reich angebaute und bewässerte mesopotamische Ebene nach Hillah bringen sollte. Heute aber erblickt das Auge nichts als wüstliegendes Land, versandete Kanäle und Ziegeltrümmer; diese Kornkammer ist unter türkischer Regierung gründlich verwüstet worden.

Bei Anbruch der Nacht erreichten sie das prächtige, aus Ziegeln erbaute Karawanserai Birunus, so genannt nach einem halbwegs zwischen Baghdad und Hillah befindlichen Brunnen. Es ist von Persern erbaut, steht hinsichtlich seiner Größe ganz im Einklange mit der Anzahl der dort übernachtenden Schiiten und gleicht ganz den iranischen Karawanserais, die es nur an Größe bedeutend überragt. Bei schönem Wetter schlafen die Reisenden in offenen Nischen, zur Winterszeit in den dahinterliegenden Gallerien; letztere suchten auch unsere Reisenden auf. In den anstoßenden Bogen lagen in regellosen Haufen längs der Wände Gepäckstücke von etwa 2 m Länge, welche früher angekommenen schiitischen Pilgern zu gehören schienen und einen scheußlichen Gestank verbreiteten. Es waren persische Leichname, theils in Teppiche gewickelt und mit Stricken umschnürt, theils in schlecht gefugte Kasten gepackt, wie sie bekannter Maßen aus ganz Persien und selbst aus Indien von den Schiiten nach Kerbela, der Grabstätte Hussein's, des Sohnes Ali's, geschafft werden. Zu je vieren werden die Leichen, eingeschnürt wie die Krokodilleichen von Siut, auf Maulthiere gepackt, um ihre letzte Reise anzutreten, deren Ziel sie freilich nicht immer erreichen. Denn manches Maulthier geht unterwegs zu Grunde und seine stinkende Last bleibt den Geiern und Schakalen zur Beute liegen.

Diese Nacht brachten die Reisenden also unter freiem Himmel auf dem Hofe zu; aber auch dorthin drang der Pestgestank der Leichen, und als sie am nächsten Morgen versuchten, vor den Maulthiertreibern aufzubrechen, war das vergebliche Mühe; denn der ganze Weg war mit ähnlichen Transporten bedeckt. Um Mittag erreichten sie das Karawanserai Iskanderijeh, das weniger schön, aber ganz ebenso besucht ist, wie Birunus, denn es ist an der Stelle erbaut, wo sich die Wege nach Kerbela und nach Hillah gabeln. Am folgenden Tage (16. December) betraten sie den Umkreis des einstigen Babylon, ohne es indessen zu merken; denn ein gewaltiges Unwetter, das erste, welches sie seit dem Monate März erlebten, hatte den Himmel verdunkelt, brachte sie vom Wege ab und durchnäßte sie bald bis auf die Knochen. Ohne näher hinzusehen, ritten sie an einer riesigen Erdmasse entlang, welche sie schon seit dem Morgen erblickt hatten, und stießen zuletzt auf tiefe Gräben, welche einen aus Scherben gebildeten Hügel in allen Richtungen durchschnitten; bald darauf befanden sie sich vor einem Hause, welches der Aufseher der englischen Ausgrabungen in Babylon bewohnt. Dieselben finden schon seit mehreren Jahren in den Palästen Nabuchodonosor's statt; alljährlich kommt ein Conservator vom British Museum herüber, um, wenn nöthig, den Arbeiten neuen Schwung zu verleihen, die tägliche Aufsicht aber führt ein Armenier,

[1]) Fortsetzung von „Globus", Bd. 48, Nr. 11, S. 166.

derselbe, bei welchem Dieulafoy's Unterkommen fanden. In dem letzten Halbjahre hatte man Backsteintafeln mit Keilinschriften, Reste von Thierfiguren, die wahrscheinlich als Kinderspielzeug gedient haben, Vasen aus gebändertem Achat und Terracottafiguren im reinsten griechischen Stile ausgegraben. Während die Reisenden diese Sachen musterten, hatte sich das Unwetter verzogen, so daß sie ihren Ritt nach Hillah fortsetzen konnten. Drei Stunden dauerte es noch, ehe die weißen Minarets der Stadt sich zeigten; dann gelangte man in die Vorstädte von Hillah, erblickte den Euphrat, überschritt eine Schiffbrücke, welche besser im Stande ist, als diejenige von Baghdad, und befand sich schließlich in der Stadt selbst, wo die zwei Zapties, welche den Reisenden mitgegeben und vorangeritten waren, ihnen die verlassene Wohnung eines reichen, nach Mekka gepilgerten Mannes zur Unterkunft anwiesen.

Hillah, ein Mutessariflik des Wilajet Baghdad, wurde im Jahre 1831 von der Pest verheert und zählt heutigen Tages kaum 15 000 Einwohner, die sich aus Arabern, Chaldäern, industriellen und einflußreichen Juden, schiitischen Persern und türkischen Beamten, diesem Krebsschaden des ganzen Reiches, zusammensetzen; dazu kommen noch die Fremden und die Nomaden, welche in allen Städten des Orients und besonders in denen, welche berühmten Wallfahrtsorten nahe liegen, so zahlreich vertreten sind.

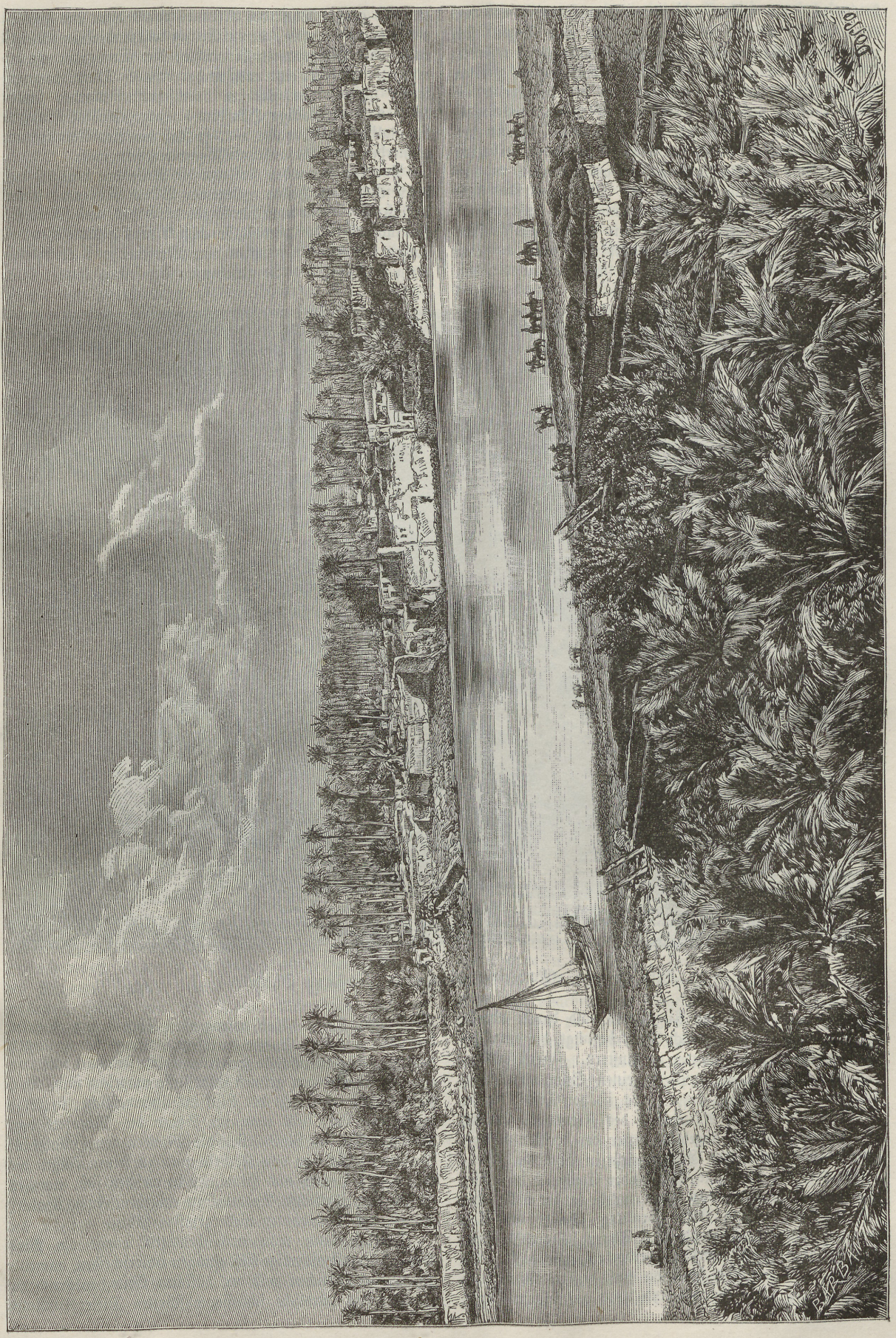
Die Häuser der Stadt sind aus Material erbaut, welches von den altbabylonischen Monumenten herstammt, wie Ziegel, die mit dem Namen des Nabuchodonosor gestempelt



Transport schiitischer Leichen nach Kerbela.

sind, und Erdpechschichten an Stelle des Mörtels darthun; sie sind ebenso hoch, wie diejenigen Baghdads, zeigen aber trotzdem einen vollständig orientalischen Charakter, da ihre Mauern nach außen hin keine Fenster haben und sie oben von Terrassen bedeckt werden. Palmen ragen darüber empor und Bananen umgeben sie, und glücklich wird die Strenge und Monotonie dieser Bauweise durch die Ueppigkeit der Vegetation gemildert. Besonders von der Terrasse des von Dieulafoy bewohnten Hauses aus bietet sich eine lachende Aussicht dar; das Auge überschaut beide Ufer des Flusses, die mit prächtigen Dattelpalmen bepflanzt sind; Boote bewegen sich auf- und abwärts, Reiter baden ihre Pferde im Strome und zahlreiche Landleute, welche zu faul sind, sich nach der Schiffbrücke zu bemühen, ziehen es vor, sich zu entkleiden, einen ledernen Schlauch aufzublasen, denselben in ihre Arme zu schließen und, von ihm getragen, den Strom zu durchschwimmen in derselben Weise, wie es schon vor Jahrtausenden ihre babylonischen Vorfahren gethan haben.

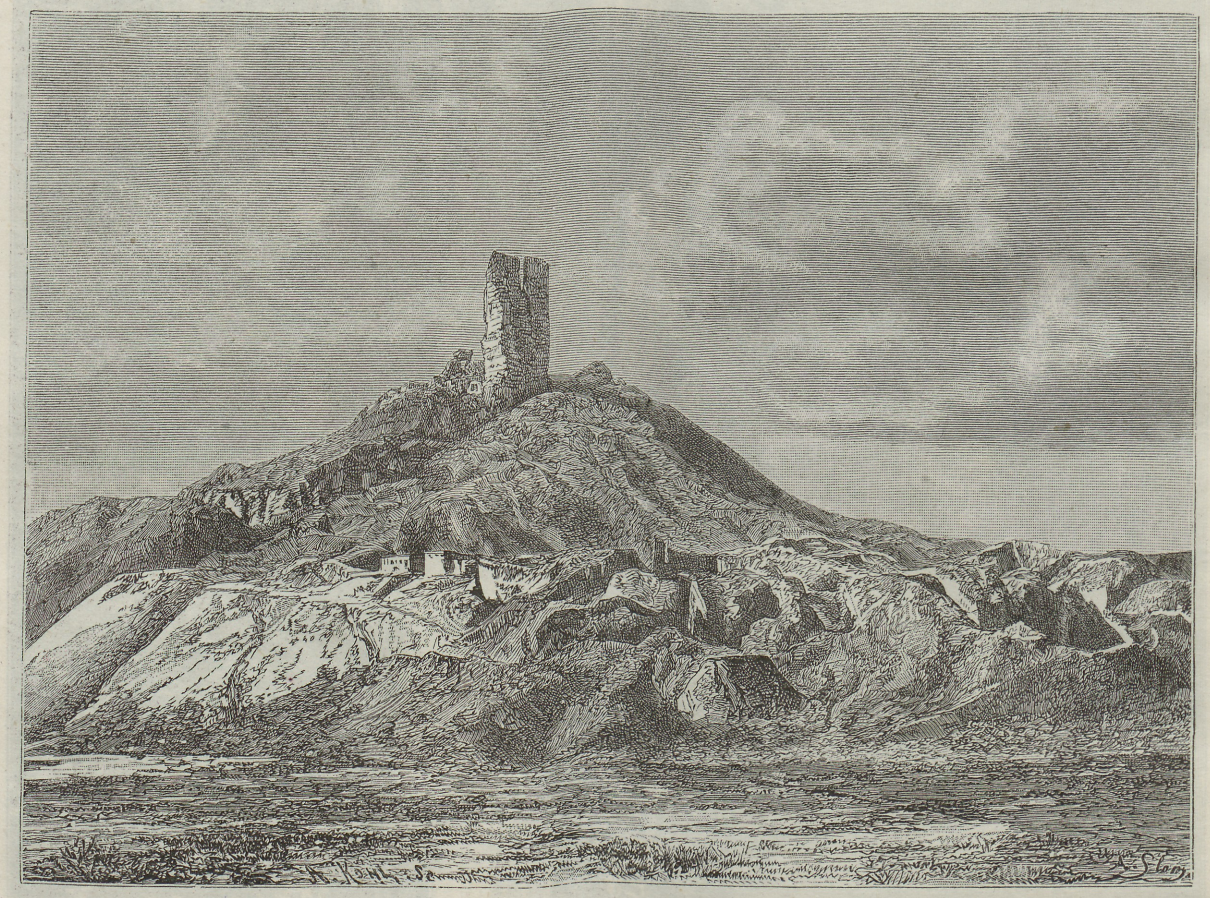
In Hillah giebt es keine interessanten Bauwerke aus mohammedanischer Zeit; nur am Wege nach Kerbela steht eine kleine Moschee, Meschhed-esch-Schems oder Sonnenmoschee genannt, welche nach dem Glauben des Volkes auf einem Schlachtfelde stehen soll, wo Ali in der Furcht, durch das Anbrechen der Nacht den Vortheil eines bereits sicheren Sieges zu verlieren, nach dem Vorbilde Josua's mit Blick und Geberde den Gang der Sonne aufgehalten haben soll. Vielleicht aber erhebt sich die Moschee auf der Stelle eines alten Sonnentempels, welchen Nabuchodonosor einer erhaltenen Inschrift zufolge in Babylon erbauen ließ.



Die Ufer des Euphrat bei Hillah. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

Hillah, die mohammedanische Stadt, datirt aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, als jene Gegend sich noch eines Abglanzes altbabylonischen Wohlergehens erfreute. Seitdem ist es zu einer türkischen Provinzialstadt zweiten Ranges herabgesunken. Wenn man die Umgegend der Stadt mustert und den zerfallenen Mauern, welche die beiden riesigen Schutthügel an den äußersten Enden des einstigen Babylon, Babil und Birs Nimrud, zu verbinden scheinen, mit den Augen folgt, so gelangt man zu dem Schlusse, daß Hillah ungefähr den Mittelpunkt des 513 Quadratkilometer großen Raumes einnimmt, welchen einst die Mauern mit ihren 100 ehernen Thoren umschlossen. Von diesem gewaltigen Raume darf man nicht auf eine unzählbare Häusermasse schließen; vielmehr wissen wir, daß ein sehr großer Theil des Raumes von Gärten und Feldern eingenommen wurde, deren Ertrag während einer Belagerung oder Hungersnoth hinreichte, die Einwohner zu ernähren. Andererseits enthielt der bebaute Theil, der von lauter geradlinigen Straßen durchschnitten wurde, lauter drei- oder vierstöckige Häuser — entgegen dem heutigen orientalischen Gebrauche —, so daß die Bevölkerungszahl immerhin eine sehr ansehnliche gewesen sein muß.

Am 17. December statteten die Reisenden dem 13 km südwestlich von Hillah gelegenen Birs Nimrud einen Besuch ab. Wenn man die Stadt durch das nach Meschhed Ali führende Thor verläßt, so erblickt man alsbald aus der flachen Ebene einen offenbar von Menschenhand errichteten Berg emporragen. Je näher man demselben kommt, um



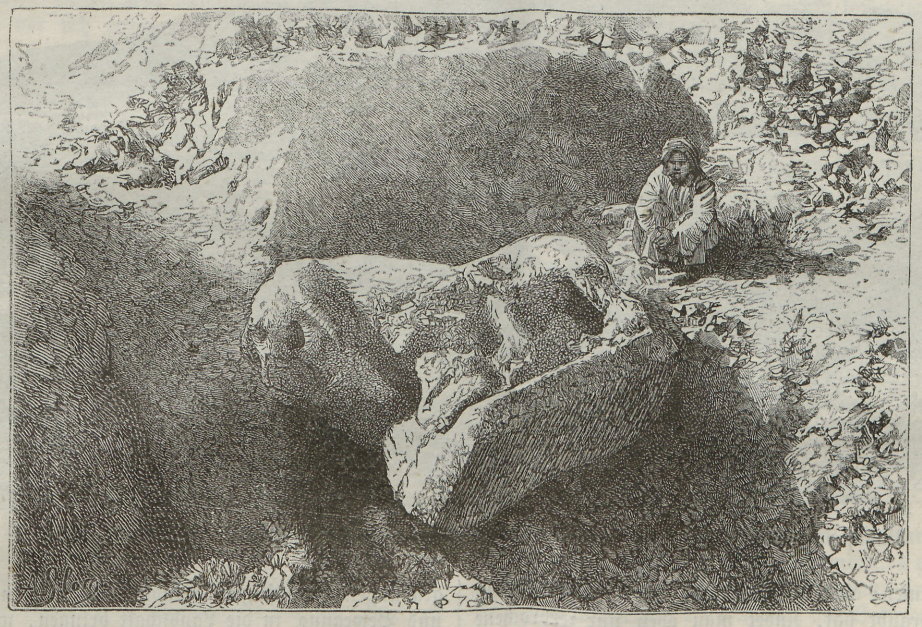
Birs Nimrud. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

so riesiger erscheint er dem Auge, das bald davon abläßt, das Ganze zu umfassen und sich damit begnügt, die einzelnen Theile desselben nach einander zu mustern. Zuerst erklommen die etwas ermüdeten Pferde einen Schutthügel, den ein arabisches Gebäude krönt. Es ist der Tell Ibrahim el-Chalil, der Hügel Abraham's des Freundes, nämlich Allah's, dessen Asche angeblich unter der weißen Kuppel des Gebäudes ruht; sein Grab genießt in Chaldäa dieselbe Verehrung, wie dasjenige Esra's oder Ezechiel's in Mesopotamien. Bauern wohnen darin, welche in der Nähe ihre Felder haben. Eine flache Senkung scheidet den Tell Ibrahim vom Birs Nimrud (d. h. Thurm Nimrod's; Birs ist wahrscheinlich aus Borsippa verdorben, wie dieser südöstlichste Theil des alten Babylon einst hieß). 60 m hoch erhebt sich der Ruinenhaufen und trägt auf seinem Gipfel einen noch 11 m höher aufragenden Thurm aus Ziegeln, den oben eine tiefe Spalte durchsetzt. Rings herum liegen mächtige Ziegelsteinblöcke zerstreut, welche steinhart und von einem merkwürdigen grünen Glasflusse umgeben sind. Von dieser Stelle aus reicht der Blick ins Unermeßliche; in Folge der reinen Luft sieht man im Süden die Minarets von Meschhed-Ali, im Nordwesten die Mauern von Hillah, im Norden die Palmen von Kerbela und zu seinen Füßen die Sumpfseen Harkeh und Hindijeh, in welchen sich, um den Griffen der türkischen Beamten zu entgehen, einige Araberstämme auf Pfahlbauten niedergelassen haben.

Deutlich kann man noch heutigen Tages am Birs Nimrud terrassenförmige Abstufungen unterscheiden, namentlich an der südlichen und der östlichen Seite, während die westliche und nördliche schroffer abstürzt. Dieser Umstand

beweist, daß man es hier mit dem von Herodot beschriebenen Bel-Tempel zu thun hat, welcher aus sieben über einander gesetzten Etagen oder Thürmen bestand und auf einer außen herumlaufenden Treppe zu ersteigen war. Das ganze Gebäude war, wie eine dort von Rawlinson aufgefundene Inschrift Nabuchodonosor's meldet, dem Gotte Nebo geweiht und führte den Namen „Haus der rechten Hand" oder „des Glücks". Die einzelnen Stockwerke enthielten besondere Heiligthümer und waren den sieben planetarischen Gottheiten geweiht, nämlich von unten angefangen dem Adar (Saturn), der Istar (Venus), dem Merodach (Jupiter), dem Nebo (Merkur), dem Nergal (Mars), dem Mond- und dem Sonnengotte. Dem Charakter der verschiedenen Götter entsprechend waren die einzelnen Etagen durch glasirte Ziegel von verschiedener Farbe (schwarz, weiß, orange, blau, scharlach, silbern und golden) geschmückt. Nach J. Oppert's Berechnung betrug die ursprüngliche Höhe des Bauwerkes 250 Fuß, wovon auf die Basis 75 Fuß und auf jedes der sieben Stockwerke 25 entfielen. Ob wir in dem Birs Nimrud, wie die jüdische Tradition und besonders der Talmud will, den babylonischen Thurm der Bibel zu erblicken haben oder ob darunter die Ruine Babil (s. unten) am Nordende Alt-Babylons zu verstehen ist, läßt sich mit Sicherheit nicht entscheiden. Für ersteres spricht die größere Höhe (60 m) des Birs Nimrud und die Tradition, für letzteres der Name Babil und der Umstand, daß Babil nach Angabe sämmtlicher Reisenden trotz seiner geringeren Höhe (40 m) weitaus der imposanteste von allen Ruinenhügeln Babylons ist.

Am 18. December wurde ein Ausflug nach Norden, auf dem linken Euphrat-Ufer, unternommen; zuerst besuchten sie den Schutthügel Amran-ibn-Ali, welchen sie schon drei Tage vorher, als sie Zuflucht vor dem Gewitter suchten, betreten hatten. Hügel zerbrochener Ziegelsteine, ausgehobene und andere zum Theil wieder verschüttete Gräben bilden hier ein wirres Durcheinander, in welchem man herumirrt, ohne daß die Aufmerksamkeit durch irgend etwas gefesselt würde. Und doch befindet man sich nach Oppert's



Löwe aus Basalt auf dem Hügel el-Kasr. (Nach einer Photographie von Mme. Dieulafoy.)

Ansicht auf der Stätte eines der sieben Weltwunder, nämlich der „hängenden Gärten der Semiramis", richtiger des Nabuchodonosor's, der sie für seine medische Gattin Amytis, des Astyages' Tochter, erbaute. Dafür spricht, daß dort gefundene Ziegel mit dem Namen Nabuchodonosor's gestempelt sind. Oppert hat dort Gräber aufgedeckt, deren Inhalt sie der parthischen Epoche zuweist.

Nicht weit nördlich von Amran-ibn-Ali liegt die Ruine el-Kasr (d. i. die Burg); „Burg" heißt dieses Bauwerk auch bei den klassischen Schriftstellern, bei Herodot, Diodor und Curtius, und nach den Inschriften der hier gefundenen Backsteine war es einst ein „Palast Nebukadnezar's, Königs von Babylon, Erhalter des Tempels der Höhe und des Tempels des Glücks, welcher in der Verehrung Nebo's und Merodach's, seiner Herren, wandelt, Sohnes Nabopolassar's, des Königs von Babylon". Einige plumpe Mauerreste, durch eisenharten Mörtel mit einander zusammenhängend, und ein halb im Schutt begrabener basaltener Löwe von sehr barbarischer Arbeit, den die Eingeborenen el-pil, d. h. den Elephanten, nennen, sind alles, was von der einstigen Pracht übriggeblieben ist. Dagegen sind die in dieser Gegend angestellten Nachgrabungen stets von Erfolg begleitet gewesen. Auch zur Zeit von Dieulafoy's Besuch waren 300 bis 400 Arbeiter beschäftigt, die zwischen riesig dicken, aus ungebrannten Ziegeln bestehenden Mauern aufgehäufte Erde zu entfernen und hohe, lange, aber schmale Säle freizulegen, wobei sie auf Gegenstände von geringem künstlerischem, aber gewiß großem wissenschaftlichem Werthe stießen; namentlich waren es Täfelchen aus gebranntem Thone, die mit überaus eng an einander gerückten Keilinschriften bedeckt waren.

Etwa $2^1/_2$ km nördlich von der Königsburg erhebt sich in Gestalt einer abgestumpften Pyramide jener riesige Tumulus, welchen die Reisenden schon vom Chan Iskenderijeh aus erblickt hatten, und der nebst dem Bis Nimrud heute die äußersten Grenzen des alten Babylon bezeichnet. Dieser Schutthaufen, Babil mit Namen, die letzten Reste des einstigen Merodach-Tempels darstellend, die imposanteste Ruine im ganzen Bezirke von Babylon, ist heute noch 40 m hoch, 180 m lang und bildet oben eine Plattform von

70 m Breite. Schon zu Strabon's Zeiten lag dieses „Grabmal des Belus“ in Trümmern; demselben Autor zufolge hatte Xerxes es zerstört. Daß Strabon, offenbar älteren Berichten folgend, das Bauwerk als ein Heiligthum des Bel bezeichnet, stimmt ganz mit den Inschriften überein, welche den Ehrennamen Bîl, d. h. „Herr“, besonders dem Gott Merodach beilegen. In der Ruine selbst sind lediglich Backsteine mit dem Namen Nabuchodonosor's gefunden worden, der aber nur von einer Wiederherstellung des Tempels erzählt. Aber schon ein Jahrhundert früher erwähnen die Könige Tiglath-Pilesar IV. und Asarhaddon denselben, und schon letzterer sagt, daß er ihn nur restaurirt habe; derselbe bestand also schon lange vorher und war ohne Zweifel ein uraltes Heiligthum, welches von den Königen Babylons von Zeit zu Zeit wieder hergestellt und umgebaut wurde. Wie anscheinend alle großen Gebäude Babylons war auch der Tempel Merodach's mit einer viereckigen Mauer umgeben, von welcher an der Nord- und Ostseite noch deutliche Spuren vorhanden sind.

Ohne Mühe kann man die obere Plattform des Schutthügels erklimmen; aber an Stelle der goldenen Bildsäulen, die Xerxes geraubt hat, findet man oben nur zerbrochene Ziegelsteine und einen verschütteten Brunnen, dessen Zweck nicht ganz klar ist. Hier und da sieht man Bruchstücke von Inschriften zerstreut. Am südlichen Ende des Hügels stößt man auf gemauerte Wände und Ausgrabungen; letztere haben aber anscheinend keine interessanten Resultate geliefert und sind darum aufgegeben worden. Vom Gipfel Babils aus gesehen erscheinen die Reste Babylons trauriger und öder als von jeder anderen Stelle aus; während im Kasr die weißen Mäntel und rothen Tarbusche der bei den Ausgrabungen beschäftigten Araber und Türken etwas Leben und Bewegung in die Landschaft bringen, wird der Hügel Babil, auf welchem nur Gestrüpp und hartes Kraut wachsen, nur von Ziegen und ihren halbwilden Hirten besucht. Die Worte des Propheten Jeremias sind zur Wahrheit geworden: „Und Babel soll zum Steinhaufen und zur Drachenwohnung werden, zum Wunder und zum Anpfeifen, daß Niemand drinnen wohnt“ und „Ihre Städte sind zur Wüste und zu einem dürren öden Lande worden, zum Lande, da Niemand innen wohnt und da kein Mensch innen wandelt.“



Babil, Ruinen des Tempels des Merodach. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

Die Michaelbucht am Kaspischen Meere.

Vom K. Russ. Staatsrathe Dr. O. Heyfelder.

Ein klimatisch-geographisches Unicum hat in diesem Winter am Ostufer des Kaspischen Meeres stattgefunden, welches auf die Verkehrsmittel und die Anlage der Verkehrsstraßen zwischen dem russischen Mutterlande und Transkaspien Einfluß zu üben bestimmt ist. Der Meerbusen von Krasnowodsk und die Michaelbucht war im Monat Januar bei 22° Kälte und Nordostwind gänzlich zugefroren, so daß der Kriegsdampfer „Tschikischljar“ und der Schooner

„Karamsin“, welche am 3. bis 16. Februar von Krasnowodsk ausgelaufen waren, wieder umkehren mußten. Einige Dampfbarkassen waren geradezu vom Eise eingeschlossen worden. Der Schiffsverkehr von Transkaspien nach dem westlichen Ufer, d. h. von Krasnowodsk nach Baku, war während einer Woche, der von Krasnowodsk nach Michailowsk während zweier Wochen gänzlich unterbrochen, indem sich zwischen dem Endpunkte der Transkaspischen Eisenbahn bei Michailowsk und dem offenen Meere das Eis im ganzen Meerbusen eingeschoben hatte. Wenn nun auch anzunehmen ist, daß sich ein solches abnormes Sinken der Temperatur und ein Zufrieren des Meeres südlich des 40. Breitengrades, wie es seit 30 Jahren nicht beobachtet wurde, nicht oft wiederholen wird, so muß die Möglichkeit eines Zufrierens des Meerbusens bei der Einrichtung des Verkehrs zwischen Transkaspien und dem Reiche jedenfalls berücksichtigt werden. Ist durch dieses Vorkommen die allgemeine Aufmerksamkeit auf jene Gegend gerichtet worden, so stand doch schon vorher fest, daß Michailowsk als Endpunkt der Schiffahrt und Anfangspunkt des Schienenweges zu verlassen sei. Bisher war nämlich der Verkehr in folgender Weise vor sich gegangen. Von Baku, Petrowsk und Astrachan fuhren große Meerdampfer nach Krasnowodsk, von Krasnowodsk (mit Umladung) kleine Dampfschiffe durch die Bucht und ihren Archipelagus nach Michailowsk, wo die Eisenbahn beginnt, welche 1880 zunächst als stretegische Bahn für die Expedition nach Achal-Teke erbaut wurde. Holzbarken kommen auf der Kama und der Wolga herabgeschwommen und gehen direkt von Astrachan nach Krasnowodsk, von von sie durch Schleppdampfer bis Michailowsk gebracht werden.

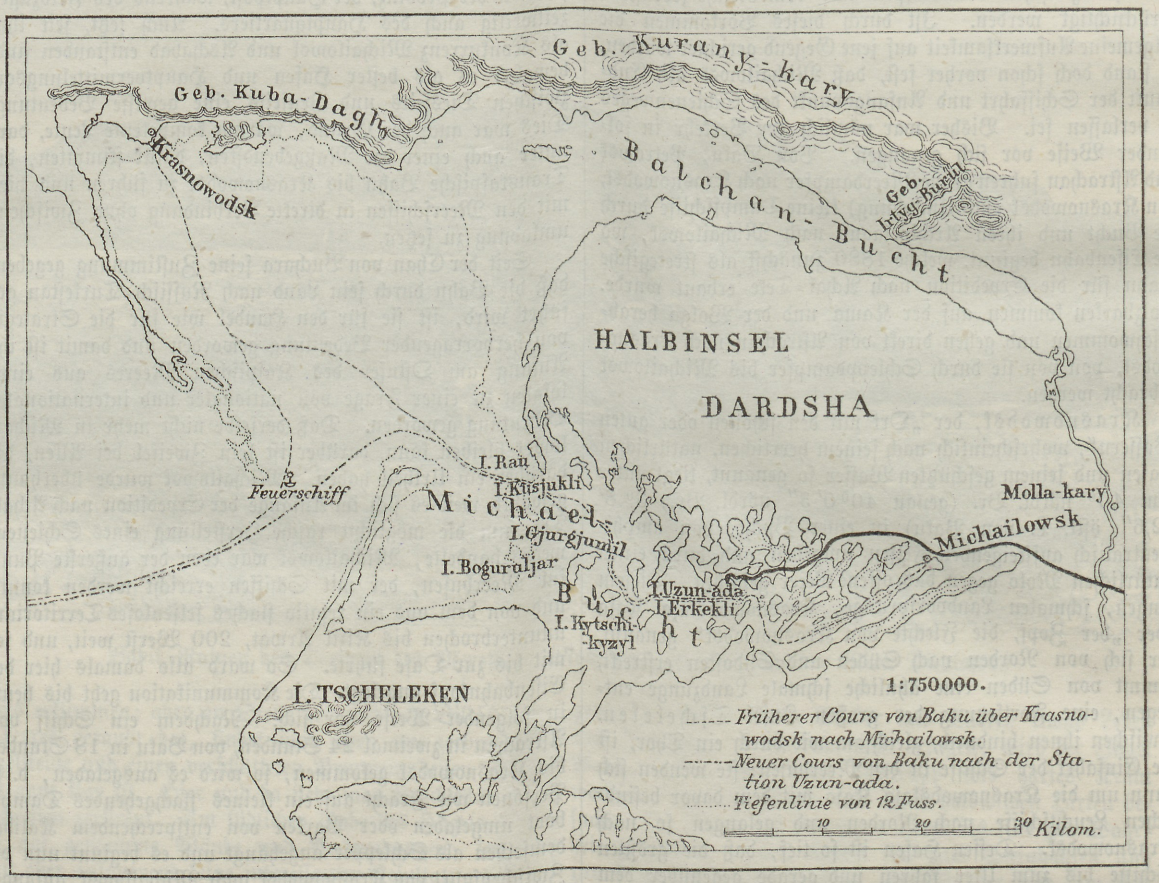
Krasnowodsk, der „Ort mit den schönen oder guten Wassern“, wahrscheinlich nach seinem herrlichen, natürlichen Hafen und seinem geschützten Wasser so genannt, liegt unter dem 40° nördl. Br. (genau 40° 0′ 3″ nördl. Br., 3° 8′ 52,6″ östl. L. von Baku) in einer Bucht, von amphitheatralisch aufsteigenden Felsen umgeben und durch einen natürlichen Molo gegen das offene Meer geschützt. Diesem langen, schmalen Landvorsprunge, Krasnowodskaja Kasa oder „der Zopf, die Flechte von Krasnowodsk“ genannt, der sich von Norden nach Süden und Südosten erstreckt, kommt von Süden eine ähnliche schmale Landzunge entgegen, eine Fortsetzung der großen Insel Tscheleken. Zwischen ihnen hindurch, gleichsam wie durch ein Thor, ist die Einfahrt der Schiffe in den Meerbusen; sie wenden sich dann um die Krasnowodskaja Kasa mit dem davor befindlichen Leuchtschiffe nach Norden und gelangen so nach Krasnowodsk. Dessen Hafen ist so tief, daß die größten Schiffe bis zum Ufer fahren und gerade gegenüber dem Gouvernementsgebäude anlegen können. Krasnowodsk hat noch keine Stadtrechte, aber ein städtisches Aussehen, große steinerne Kreuzgebäude, Wohnungen, Kasernen, Werkstätten, einen Militärklub, große Plätze, regelmäßige Straßen, einen von Persern, Armeniern und Russen gehaltenen Bazar, aber kein Trinkwasser, keine Quelle, kein Acker- oder Wiesenland und nur einen Garten, den sogenannten Stadtgarten. Derselbe ist von General Lomakin, als er die Provinz administrirte, mit großer Mühe angelegt worden, indem er die Gartenerde aus Lenkoran, diesem Eden des Kaspischen Meeres, herbeischaffen ließ. Dabei ist aber der Garten doch nur ein armseliger Nothbehelf geworden. Besser gelang dieselbe Procedur in Baku, das auch auf Felsen, Sand und Salz gegründet ist. Die Gartenerde, aus Lenkoran angefahren, hat daselbst einen stattlichen, schattigen Garten mit Bäumen und Buschwerk halb südlicher, halb nordischer Flora zu Stande gebracht.

Das Wasser zum Trinken und Kochen, überhaupt alles erforderliche Süßwasser, wird zu Krasnowodsk durch zwei große Dampfmaschinen aus Meerwasser gewonnen. Im Sommer strahlt der Felsengrund und das Steinamphitheater hinter dem Orte die Sonnenwärme in unerträglicher Weise zurück. Nur die relative Feuchtigkeit der Luft vom Meere her und häufige Seebäder machen den Aufenthalt alsdann erträglich. Krasnowodsk ist durch ein unterseeisches Kabel mit Baku und Astrachan telegraphisch verbunden und die regelmäßigen Fahrten des Dampfers der Gesellschaft „Kawkas i Merkuri“ setzen den Ort einmal die Woche aufwärts und einmal abwärts mit allen Uferstädten des Kaspischen Meeres in Verbindung. Dieselben führen ihm alle Lebensmittel und Lebensbedingungen zu, welche es entbehrt. Es war bis 1880 Sitz der Administration der Provinz, der Hauptpost, während des Feldzuges zeitweilig auch des Hauptquartiers. Auch jetzt, seit ihm als Konkurrenz Michailowsk und Aschabad entstanden sind, bewahrt es als bester Hafen und Hauptvermittelungsort zwischen Diesseits und Jenseits eine gewisse Bedeutung. Dies war auch der Grund, warum kompetente Leute, darunter auch einer der Maßgebendsten, dafür stimmten, die Transkaspische Bahn bis Krasnowodsk zu führen und hier mit den Meerschiffen in direkte Verbindung ohne Zwischenumladung zu setzen.

Seit der Chan von Buchara seine Zustimmung gegeben, daß die Bahn durch sein Land nach Russisch-Turkestan geführt wird, ist sie für den Handel wie für die Strategie von hervorragender Bedeutung geworden und damit ist ihr Anfang am Ostufer des Kaspischen Meeres aus einer lokalen zu einer Frage von nationaler und internationaler Bedeutung geworden. Daß derselbe nicht mehr in Michailowsk bleiben kann, darüber ist kein Zweifel bei Allen, die darüber ein Urtheil haben. Michailowsk wurde überhaupt gewählt, weil es sich im Anfange der Expedition nach Achal-Teke um die möglichst rasche Herstellung eines Schienenweges handelte, Michailowsk war eben der äußerste Punkt im Meerbusen, der mit Schiffen erreicht werden konnte, und von dem aus ein relativ flaches felsenloses Territorium ununterbrochen bis Kizil Arwat, 200 Werst weit, und somit bis zur Oase führte. So ward also damals hier der Eisenbahnkopf angelegt. Die Kommunikation geht bis heute in folgender Weise vor sich. Nachdem ein Schiff von Astrachan in zweimal 24 Stunden, von Baku in 18 Stunden bis Krasnowodsk gekommen, so wird es ausgeladen, d. h. Personen wie Fracht auf ein kleines flachgehendes Dampfboot umgeladen oder Barken von entsprechendem Kaliber demselben als Schlepper angehängt und es beginnt nun die Zwischenfahrt von Krasnowodsk nach Michailowsk, anfangs, obwohl innerhalb des Meerbusens, doch in freiem, tiefem Wasser. Auf der Höhe der Insel Nau angekommen, verläßt die Fahrstraße die bisherige Richtung und biegt etwas stärker nach Osten gegen Michailowsk ab, das Fahrwasser verengert sich und verliert an Tiefe. Die Inseln Nau und Kusjuklin bleiben links, Boguruljar rechts. Um die Insel Gjurgjumil biegt die Fahrstraße direkt nach Osten ab, zwischen der größeren langgestreckten Insel Uzun-ada und der kleinen südlich gelegenen Insel Erkekli durchführend. Bis hierher ist immerhin noch von einem eigentlichen Fahrwasser und von geraden Linien die Rede. Nun aber beginnt ein Durcheinander von Sandbänken, Inseln, Halbinseln, um welche herum die Schiffe oft in spitzem Winkel zu fahren haben, bei seichtem fortwährend wechselndem Wasserstande. Man fährt in diesen Windungen der Michaelbucht selbst mit den kleinen flachgehenden Dampfern nur langsam und vorsichtig, die Meerestiefe beständig messend,

und geräth dennoch zuweilen auf Grund. In dunklen Nächten geht man sogar vor Anker. Ich hatte schon im Jahre 1880 bemerkt, daß der Flugsand am Ufer von den Ostwinden gegen die Bucht getrieben, deren Ränder wie deren Tiefe ändert, eine Thatsache, welche die während fünf Jahren gemachten Beobachtungen des meteorologischen Observatoriums in Michailowsk bestätigt haben. Die Fahrt von Krasnowodsk bis Michailowsk dauert im günstigen Falle 16 bis 18 Stunden, im ungünstigen 20 bis 23. Nachdem man von Aschabad bis Michailowsk in 16 Stunden gefahren oder von Baku bis Krasnowodsk in 18 Stunden zur See gelangt ist, nimmt diese Zwischenstrecke mit einer 16- bis 20stündigen Fahrt und zweimaligem Umladen eine verhältnißmäßig große Zeit in Anspruch. Haben wir aber die große Handelsstraße vom Schwarzen Meere bis Indien im Auge, so ist in dieser Riesenkette von Dampfschiffahrt und Eisenbahn das Zwischenglied Krasnowodsk-Michailowsk eine Anomalie. Von diesem Gesichtspunkte aus ließ nun der Erbauer der Bahn, General Annenkow, Chef des Militärtransportwesens, die Michaelbucht einer genauen, mehrfachen Tiefenmessung, sowie ihre Ufer sorgfältigen Untersuchungen unterziehen und darauf die Berechnung verschiedener Projekte basiren, welche zu einer Verbesserung der Kommunikation in Vorschlag kommen konnten.

Das erste Projekt bestand darin, die letzte Strecke des Fahrwassers in der Michaelbucht auszubaggern, gleichmäßig zu vertiefen und so Michailowsk größeren Schiffen zugänglich zu machen, also auf diese Art eine direkte Schiffsverbindung zwischen dem Eisenbahnkopfe und dem Ostufer herzustellen. Es handelte sich darum, ein Fahrwasser von



Skizze des Meerbusens von Krasnowodsk. (Nach der russischen Seekarte Nr. 1644.)

9 Fuß Tiefe zu schaffen, wie es dem von Astrachan entspricht, so daß dieselben Schiffe, welche zum Anlaufen in Astrachan befähigt sind oder, die Wolga herabkommend, Astrachan passiren, auch zum Anlaufen von Michailowsk geeignet wären ohne umzuladen. Alle betreffenden Lastschiffe und auch die Dampfer des Kaspischen Meeres (mit Ausnahme von dreien) haben nur 9 Fuß Tiefgang. Die Messungen haben nun ergeben, daß zur Herstellung dieser Tiefe in hinreichender Länge nicht weniger als 40000 Kubikfaden Erde ausgebaggert werden müßten, was einen unverhältnißmäßigen Aufwand von Geld, Zeit und Arbeit erfordern würde. Die Arbeit würde aber möglicher Weise keine definitive, sondern eine periodisch wiederkehrende sein, da die Versandung eine von Osten nach Westen fortschreitende zu sein scheint. Ich möchte mir die Hypothese erlauben, daß die ganze Halbinsel Dardsha eine Erdanschwemmung in dem ehemaligen Ausflusse des Amu-Darja ist, auf welcher die vorherrschenden Ostwinde beständig Sand anhäufen. Die Reste der ehemaligen Mündung des Flusses sind im Norden der Halbinsel die längliche Balchanbucht, im Süden die gewundene Michaelbucht; ostwärts aber zwischen dem großen und kleinen Balchangebirge führt eine Zeit lang ein deutliches, breites, gleichmäßiges Flußbett, in welchem wir oft genug marschirt sind und dessen Eigenthümlichkeit und abgegrenzte Ufer Jedermann auffielen.

Das zweite Projekt war folgendes. Die Eisenbahn wird von Michailowsk hinter der Balchanbucht hinweg an deren Norduser bis Krasnowodsk weiter geführt, eine Strecke von nur 120 Werst, scheinbar die kürzeste und wegen der

Bedeutung des Hafens von Krasnowodsk glücklichste Lösung der Frage.

Aber diesem so schönen Plane stehen Gründe der Oekonomie entgegen, also praktische, entscheidende Gründe und außerdem scheint es, daß eine möglichste Beschleunigung resp. baldige Fertigstellung der Arbeiten gewünscht wurde. Der Weg, den die Eisenbahn zu nehmen hätte, war uns als Karawanenweg für Kameele während der Expedition bekannt und vertraut; er ist absolut ohne Wasser, gebirgig und trostlos. Von Michailowsk oder vielmehr schon von Molla-Kary, ohne Michailowsk zu berühren, würde der Bau ohne Schwierigkeit erst in dem alten Bette des Amu-Darja bis zur Balchanbucht zu führen sein. Im weiteren Verlaufe am Nordrande dieser Bucht hätte sie zuerst den quergestellten Bergrücken Irtyg-Burul zu durchschneiden, dann die Ausläufer des Kurany-Kary, hierauf den Kuba-Dagh, um endlich in Krasnowodsk am Meere zu endigen. Diese Gebirge bestehen aus harten, kahlen, vielzackigen und viel durchklüfteten Felsen, welche durch Einschnitte und Tunnels durchbrochen werden müßten, was bedeutende Felssprengungen voraussetzt. Dies aber würde den Bau verzögern und vertheuern. Er würde mehrere Jahre bis zur Vollendung in Anspruch nehmen und per Werst auf 60 000 Rubel zu stehen kommen, während diese Eisenbahn im Durchschnitte nur 30 000 Rubel per Werst kostet. Nun wäre es denkbar, an einem früheren Punkte der Balchanbucht mit Umgehung der Felsgebirge den Landungsplatz und den Eisenbahnkopf anzulegen. Die ganze Balchanbucht ist aber nur 4 Fuß tief, wodurch auch diese Möglichkeit beseitigt wird.

Das dritte und beinahe schon ausgeführte Projekt ist das Produkt der für Realisirung der beiden anderen gemachten Untersuchungen und Messungen. Es besteht in Folgendem: Fortsetzung der Bahn von ihrem jetzigen Endpunkte am Nordufer der Michaelbucht über die Halbinsel Dardsha bis auf die Insel Uzun-ada, im Ganzen nur 24 Werst. Vom Ufer zur Insel hat der Bahnkörper eine Untiefe resp. Sandbank mit nur 1 Fuß Wasser zu überschreiten. Er wird auf der südwestlichsten Spitze der Insel enden, woselbst eine hölzerne Anfahrt zum Anlegen der Schiffe erbaut wird und wo das Wasser eine Tiefe von 12 Fuß zeigt. Die ganze Wasserstraße vom Meere bis an diese Stelle hat 12, 11, 10 Fuß Tiefe mit alleiniger Ausnahme einer Durchfahrt zwischen Uzun-ada und einer kleinen südlich gelegenen Insel, wo auf einer ganz kurzen Strecke nur 8 Fuß Wassertiefe sind. Das Ausbaggern dieser Stelle erfordert die Entfernung von 1500 Kubikfaden Erde. Von nun an wird die Fahrt von Baku bis Uzun-Ada ohne Unterbrechung vor sich gehen, nur 18 bis 20 Stunden währen, und sich folgendermaßen gestalten. Nachdem das Schiff durch die Einfahrt aus dem offenen Meere in die Bucht gelangt ist, wird es nicht mehr nach Norden abbiegen, sondern direkt nach Osten halten, bei der Insel Rau in das Fahrwasser Krasnowodsk-Michailowsk gelangen, dasselbe aber nicht ganz bis zur Insel Erkelli verfolgen, sondern es gleich nach der Insel Kytschi-Kyzyl und der unbenannten Sandbank verlassen, um nach Nordost gegen Uzun-ada abzulenken und daselbst zu endigen. An der Landungsstelle ist eine junge Stadt im Entstehen. Bahnhof, Waarenschuppen, Hotels werden daselbst erbaut und die Arbeiten sind so weit gediehen, daß Ende April diese neue Linie eröffnet werden kann. Auch dann wird Michailowsk seine Existenz und Existenzberechtigung nicht verlieren. Es soll als Depot und Werkstätte beibehalten werden, wie auch die Dampfmaschine in Aktivität bleiben wird, welche daselbst Trinkwasser aus Seewasser bereitet.

Michailowsk entstand nur für und durch die Eisenbahn an einem absolut unfruchtbaren und unbewohnten Orte, an welchem vorher außer dem Wasserhuhne und dem Habicht kein lebendes Wesen zu sehen war. Allerdings war Molla-Kary und von dort aus Michailowsk seit 1871 von Militär besetzt. Aber Anfahrt, Bahnhof, Werkstätten, die Wohnungen für das Eisenbahnbataillon entstanden erst 1880. Damals hatten wir in Michailowsk ein Hospital von 200 Betten, welche in Baracken und Eisenbahnwagen untergebracht waren. Dieses Hospital hatte besonders als Etappenpunkt für die Krankenevacuation und beim Rückmarsche der Truppen Bedeutung [1]).

Daß man überhaupt diesen Punkt, wo Alles erst zu schaffen war, zum Eisenbahnkopfe wählte und nicht Tschikischljar, das Hauptquartier der Expedition im Jahre 1879, wo schon Häuser, Proviantmagazine, ein großes Barackenhospital und sogar eine durch Schienen mit den Hauptgebäuden verbundene Landungsbrücke vorhanden waren und wo die befestigte, mit Wasser wohl versehene Atreklinie beginnt, welches durch die nahe persische Stadt Astrabad mit dem europäisch-asiatischen Telegraphennetze telegraphisch verbunden war, erklärt sich aus Folgendem. Vor Allem liegt Tschikischljar $2^1/_2$ Breitengrade südlicher als Krasnowodsk, ist also für Dampfer um eine ganze Tagereise von Baku, Petrowsk und Astrachan weiter entfernt. Für Segelschiffe ist der Unterschied noch größer. Außerdem ist aber das Meeresufer so flach, daß von einem Hafen und einem Landen in Tschikischljar gar keine Rede ist. Die Seeschiffe, z. B. die Postdampfer der Gesellschaft „Kawkas i Merkuri", die Kriegsschiffe ꝛc. gehen eine deutsche Meile vom Orte in der See vor Anker. Dorthin kommen turkmenische Schifferboote, Barken und Dampfbarkassen von der Marine denselben entgegen und es erfolgt so zu sagen in offenem Meere die Umladung, was mit großem Zeitverluste und bei den Pferden der Artillerie und Kavallerie, wie des Schlachtviehes mit vielfachen Unzuträglichkeiten verbunden war. Bei schlechtem Wetter konnte oft mehrere Tage gar nicht ausgeladen werden, wie Prshewusky [2]), ein Kosakenofficier, von seiner Ankunft 1879 recht drastisch erzählt. Dabei fielen auch zuweilen Pferde ins Wasser, von denen einzelne wieder aufgefischt wurden, andere schwimmend das Ufer erreichten.

---

[1]) Vergl. hierzu meinen Aufsatz über das Sanitätswesen der Achal-Teke-Expedition in der „Berliner klin. Wochenschrift", 1881.

[2]) „Von Tiflis bis Dengil-Tepe." Aus den Aufzeichnungen eines Theilnehmers. Wojenny Sbornik. 1884 und 1885.

Unser Verhältniß zu den Völkern niederer Kultur.

Von Prof. Dr. **Eduard Petri** (Bern).

II. (Schluß.)

Wenn wir nunmehr den Satz aufstellen können, daß die Völker niederer Kultur, so weit bekannt, im Principe für kulturfähig erachtet werden müssen, d. h. daß sie unter günstigen Umständen der Kultur theilhaftig werden können (unter den obwaltenden ungünstigen Umständen ist die Mehrzahl dieser Völker nicht nur in ihrer Kulturentwickelung, sondern auch in ihrer Existenz gefährdet), so vermögen wir uns um so mehr in diesem Gedanken zu befestigen, wenn wir tiefer in das geistige Leben dieser Völker eindringen [1]). Wir überzeugen uns davon, daß die bei den Wilden hervorgehobene Einseitigkeit der Entwickelung der physischen Fähigkeiten keineswegs in dem Maße überwiegend erscheint, um in dem Gemüthe des Wilden nicht diejenigen feineren und reineren geistigen Regungen aufkommen zu lassen, welche gemeiniglich als Specialgut der Kulturvölker gelten.

Kein Volk der Erde ist den schönen Künsten fremd. Kein Gebiet der schönen Künste ist den Wilden fremd. Wir werden dieser Frage demnächst einen speciellen Aufsatz widmen und begnügen uns vor der Hand mit der kurzen Bemerkung, daß die Poesie, die vornehmste unter den Künsten, ihre begeisterten Jünger unter allen Himmelsstrichen findet: unter den von der Natur in geistiger und in materieller Beziehung so reich bedachten Polynesiern und unter den darbenden Australiern, unter den gemeiniglich für prosaisch geltenden Negern der Tropen und unter den Jägern und Renthiernomaden des hohen Nordens (Syrjanen, Samojeden). Auch die Musik, die subjektivste unter den Künsten, ist schon dieses ihres Charakters wegen unter den vornehmlich im Subjektivismus befangenen Völkern niederer Kultur allgemein verbreitet. Wir erinnern an die von zahlreichen Forschern hervorgehobene musikalische Begabung der Neger, der Saan, der Australier, der Eskimos u. s. w. Die Malerei erscheint als Tatuirung und als Bemalung des menschlichen Körpers; sie erreicht als solche eine großartige Vollkommenheit z. B. bei den Polynesiern. In der Malerei zeigt sich im Allgemeinen eine bereits mehrfach hervorgehobene Vertheilung in der künstlerischen Neigung und Befähigung [2]), indem einzelne Völker eine Meisterschaft in der Darstellung von lebenden und sich bewegenden Figuren besitzen (Steinzeit in Europa, Eskimos, Tschuktschen, Buschmänner), andere wieder in der Zeichnung von Ornamenten und geometrischen Figuren (Bronzezeit, Polynesier). In Bezug auf den architektonischen Sinn der Wilden verweisen wir den kunstsinnigen Leser auf die Illustrationen der Reiselitteratur. Die Plastik als diejenige Kunst, welche die höchsten Anforderungen an den idealen Gehalt des Kunstwerkes setzt, ergeht sich bei den Völkern niederer Kultur im Einklange mit ihren phantastischen religiösen Anschauungen in grotesken Formen, erreicht aber mitunter in den Schnitzereien (Polynesier) eine gewisse Vollkommenheit. Zu erwähnen ist noch die bei uns Kulturvölkern bereits in Verfall gerathene Tanzkunst. Im Leben des Wilden kulminiren sämmtliche Künste in dem Tanze und finden sämmtliche Regungen seines Geistes in dem Tanze ihren Ausdruck: zum Tanze erscheint der Wilde geschmückt mit all der Malerei und dem plastischen Schmucke, die sein Kunstsinn aufbieten kann; zum Tanze erklingt Musik und Gesang; in den Liedern und in dem Tanze, als symbolischer Handlung, ergeht sich die schöpferische Phantasie des primitiven Menschen und spiegelt sich sein geistiges und materielles Leben ab.

Schon aus dieser Uebersicht ist zu ersehen, daß die geistige Befähigung und somit auch die Empfänglichkeit des Wilden für eine höhere Kultur in der Regel unterschätzt werden. Indessen lesen wir in einer modernen Völkerkunde: „Es ist gewiß nicht die Intelligenz, welche Mensch und Thier unterscheidet, denn intelligent sind auch die Thiere, die Hunde, Pferde, Elephanten, Füchse u. s. w., und der Unterschied der menschlichen und der thierischen Intelligenz ist zwar ein verhältnißmäßig sehr großer, aber kein wesentlicher. Das einzige, was uns über die Thiere stellt, sind unsere sittlichen Regungen, und diese fehlen, bei einer merkwürdigen Entwickelung der Intelligenz, den Papua und manchen anderen sogenannten Naturvölkern fast gänzlich [1])."

Hier also liegt der Schwerpunkt! Hier der greifbare Unterschied zwischen den echten Kulturträgern und den „wilden Bestien"! Eine Grenze, welche durch die Moralität gezogen wird, hat, wenngleich sie schon bei geringer Ueberlegung schwankend und darum unwissenschaftlich erscheinen muß, doch viel Bestechendes an sich. Prüfen wir indessen die Schriften v. Hellwald's, so finden wir, daß er neben den unmoralischen Eigenschaften der Australier und Papuas, auf welche sich seine Folgerungen beziehen, auch mancherlei sehr empfehlenswerthe und mit seinem harten Urtheile absolut unvereinbare Eigenschaften derselben zu nennen weiß (S. 16, 17, 78, 79). Jeder Fachgenosse wird sich darüber klar sein, daß unsere geographische Litteratur neben den von Hellwald citirten zahlreiche andere ungleich günstigere und auch ungleich absprechendere Urtheilssprüche über diese Völker, sowie über jedes beliebige andere Volk bietet. Er wird sich aber auch sagen müssen, daß das Herbeiziehen von subjektiven, einander widersprechenden Aussagen lediglich nur dazu dienen kann, um für die geringe Vorbereitung der Beobachter und den Mangel an einem

---

[1]) Wir stehen hier von einer Analyse der Angaben der vergleichenden Anthropometrie (bezüglich Schädelmessungen und Gehirnwägungen), hauptsächlich aus Rücksicht auf die Beschaffenheit des Materials, ab. Abgesehen davon, daß das anthropometrische Material für nichteuropäische Völker sehr gering ist, hätten wir bei näherer Erörterung dieser Frage noch mit dem Umstande abrechnen müssen, daß das Problem der genaueren Beziehungen zwischen der äußeren, so zu sagen handgreiflichen Erscheinung des Gehirns, des Volumens und Gewichtes desselben, und der Intelligenz noch lange nicht gelöst ist. Das anthropometrische Material könnte nach dem heutigen Stande unseres Wissens keineswegs den endgültigen Ausschlag in der einen oder anderen Richtung geben.

[2]) Hans Hildebrand: „Beiträge zur Kenntniß der Kunst der niederen Naturvölker." („Studien und Forschungen", herausgegeben von Nordenskiöld. Leipzig, Brockhaus, 1885, S. 289 bis 386.)

[1]) Hellwald: A. a. O. S. 73.

festen Kriterium für die Beurtheilung der moralischen Eigenschaften eines Volkes zu zeugen.

Jedenfalls aber hat der Forscher bei einer derartigen Beurtheilung sich aller persönlichen Sympathien und Antipathien zu entschlagen, er hat den wahren Standpunkt des Anthropologen einzunehmen, er hat den Menschen in seinem Wesen und in der Entwickelung seines Wesens zu studiren; er muß sich dessen bewußt sein, daß die Moral kein fester Begriff ist, sondern in ihrer gegebenen Ausbildung eine Summe von aus fernerhin wandlungsfähigen Anschauungen, die sich aus den vorhandenen gesellschaftlichen und kulturellen Zuständen ergeben haben und nur insofern konstant sind, als der Mensch trotz seiner verschiedenen geographischen Provinzen allerorts seinen Bedürfnissen nach gleichgeartet und auch geistig verwandt ist.

Die übliche Vorstellung von dem Wilden ist die, daß der Wilde sich durch ungezügelte Leidenschaften, durch Rohheit, Eigennutz, Genußsucht, Willkür, Gewaltthätigkeit ꝛc. ꝛc. auszeichnet, kurzum, daß er eben ein Wilder ist. Es bedarf jedoch wahrhaftig keiner mühevollen Studien, um sich von der Oberflächlichkeit dieser Anschauung zu überzeugen. Unter den Wilden herrscht keineswegs das Faustrecht als entscheidendes Rechtsprincip, Sittenlosigkeit und Maßlosigkeit als Lebensnorm. Das Wesen der primitiven menschlichen Verbindung (Stammhorde) charakterisirt sich vielmehr durch einen aus der Cooperation der Individuen beim Lebenserwerbe sich naturgemäß ergebenden, dabei aber durchweg instinktiven Rechtssinn. Ueberaus typisch tritt dieser instinktive Rechtssinn in der Erscheinung des Gemeingutes auf, welches auf Gegenstände der verschiedensten Art sich erstreckend und in verschiedensten Abstufungen sich äußernd (mitunter nur in Spuren oder in der Ueberlieferung) bei allen Völkern des Erdballs zu finden ist. Bei den Eskimos gehört ein gefangener Walfisch der ganzen Gemeinde an; ebenso ein Seehund zur Winterszeit. Mit guten Stücken aus der Jagdbeute werden nicht nur die Theilnehmer an der Jagd oder diejenigen, von denen man eine ähnliche Spende erwarten könnte, sondern vor Allem die Kränklichen und die Wittwen versehen. Niemand, auch nicht der Aermste, bittet um eine Gabe, denn wenn nur etwas vorhanden ist, so erhält er seinen Antheil [1]). Sehr interessant ist es, was Dr. J. Duboc über seine vergeblichen Versuche berichtet, den Australiern den Gemeindesinn auszutreiben. „Ich beschenke", schreibt er [2]), „den Fleißigen mit einer Hose in der Hoffnung, seinen Egoismus anzureizen und ihn in eine Opposition zu den weniger Glücklichen zu stellen. Aber bis zum nächsten Tage hat dieselbe Hose schon die Rundreise über verschiedene unbefugte Beine angetreten, und prangt vielleicht gerade an den Gliedmaßen desjenigen, den ich zurücksetzen wollte. Ich gebe Einem eine Portion Mehl — ein sehr begehrter Artikel — und hoffe den Neid der Anderen aufzustacheln. Aber derselbe Abend sieht noch ein lustiges Feuer entstehen, geröstete Kuchen werden bereitet und ohne Unterschied von mein und dein wird von der ganzen Gesellschaft getafelt, bis jede Krume verspeist ist. Alle europäische Berechnung scheitert an dieser Stammesgemeinschaft und kein Verbot hilft dagegen. Man stößt eben auf ein Naturprincip." Bis in das feinste Detail durchgeführt, erscheint dieses instinktive Rechtsgefühl in der Feldgemeindewirthschaft, wie wir das z. B. für den primitiven russischen „Mir" entwickelt haben [1]). Die Vertheilung des Gemeindelandes findet in Anwesenheit der gesammten Gemeinde statt, Weiber und Kinder inbegriffen, und wird mit genauer Berücksichtigung der Arbeitskraft der Familien, sowie der Qualität, nicht aber der Quantität der Antheile vorgenommen. Wenn aber das einzelne Individuum seiner Arbeitskraft gemäß ein Antheil an dem Gemeindegute erhält, so hat es auch diesem Antheile gemäß an den Gemeindelasten ein entsprechendes Antheil zu tragen. Der im Laufe der Zeit sich durch ein Vorrücken im Alter der Familienmitglieder, durch Familienzuwachs, durch Todesfälle oder durch den Wechsel im Bestande des Arbeitsviehes sich ergebenden positiven oder negativen Veränderung in der Arbeitskraft der Familien wird insofern Rechnung getragen, als in gewissen Perioden Umtheilungen der Landparcellen vorgenommen werden; es wird dabei stets dafür gesorgt, daß das einzelne Individuum nicht seine frühere Parcelle zugetheilt erhalte, da ja demselben ohne Vorwissen der Gemeinde irgend eine Bevorzugung oder Benachtheiligung bei der vorhergegangenen Vertheilung zugefallen sein konnte.

Wir können an dieser Stelle nicht näher auf die ungemein zahlreichen Belege eingehen, welche die Erscheinung des Gemeingutes für das Bestehen eines primitiven Rechtssinnes bietet. Es sei uns aber noch vergönnt, gegenüber den zahlreichen Auslassungen der Europäer über die Unredlichkeit und Verlogenheit der Wilden erstens an den demoralisirenden Einfluß der Europäer selber und zweitens an die so mannigfachen Beispiele der Redlichkeit und Wahrheitstreue der Wilden zu mahnen. Wir erinnern etwa an das, was Lansdell [2]) über die Ostjaken und Samojeden vorbringt. Selbstverständlich hat der Forscher, der sein Urtheil über die Ehrlichkeit eines Volkes abgiebt, vor Allem die Begriffe desselben vom Privateigenthume zu berücksichtigen. Die Kirgisen, über deren Rechtsbegriffe wir an einem anderen Orte genauer berichtet haben [3]), schwören vor Gericht nur in geringeren Sachen, da ihnen ihrer Behauptung nach bei wichtigeren Fragen gewisse Einzelheiten des betreffenden Vorganges und jedenfalls die inneren Motive der handelnden Persönlichkeiten unbekannt geblieben sein könnten. Den von Seiten des Angeklagten und nicht des Klägers gewählten „Geschworenen Vertretern" liegt es ob, die fragliche Angelegenheit zu untersuchen und statt der interessirten Parteien den Eid abzulegen. Darüber, daß die Kirgisen gegenwärtig einer traurigen Korruption verfallen, brauchen wir uns nicht näher auszulassen. Die relative Leichtigkeit, mit welcher die Kirgisen, wie auch sonstige Völker niederer Kultur, der Ehrlichkeit und Wahrheitstreue verlustig werden, erklärt sich daraus, daß die Moralität derselben nicht eine bewußte, sondern, wie erwähnt, eine instinktive, durch die gegebene wirthschaftliche Form und die allgemeinen socialen Verhältnisse bedingte ist; bei Erschütterung und Auflösung der bedingenden Momente verliert das althergebrachte Gewohnheitsrecht jede Stütze, der primitive Mensch verfällt der menschlichen Natur gemäß nur gar zu leicht in eine extreme Rechtlosigkeit, die jedoch bei näherer Prüfung durchweg den Stempel moralischer Haltlosigkeit und nicht denjenigen der Immoralität trägt.

Wir haben noch einige Fragen zu berühren, welche schwer genug ins Gewicht fallen würden, wenn wir sie

---

[1]) Klutschak: „Als Eskimo unter den Eskimos", Wien, 1881, S. 233. Rink: „Tales and Traditions of the Eskimo." 1875. Hall: „Life with the Esquimaux." 1864.

[2]) Duboc: „Die australischen Eingeborenen in Neu-England." „Ausland." 1862. S. 594.

[1]) Petri: „Die Gemeindewirthschaft und der Bauer in Rußland." Mittheilungen der Ost-Schweiz. Geogr. Gesellsch. 1884. Heft 1, S. 12 bis 25.

[2]) Lansdell: „Durch Sibirien." Jena. Costenoble. 1882. Bd. I, S. 91.

[3]) Petri: „Rechtsbegriffe der Kirgisen." „Ausland." 1886. Nr. 4.

unerwähnt lassen wollten. Findet man doch in der „unmenschlichen“ Grausamkeit und in dem „entwürdigenden“ Kannibalismus der Wilden eine Bestätigung dafür, daß dieselben auf einer thierischen und nicht auf einer menschlichen Stufe stehen. Indessen dürfen wir weder die Grausamkeit, noch den Kannibalismus vom Standpunkte des aufgeklärten Europäers beurtheilen. Schon Lubbock hat in der Grausamkeit des kulturlosen Menschen in treffender Weise das Unbedachte und Zügellose eines kindischen Geistes erkannt [1]: „Die meisten Rohheiten, die uns berichtet werden“, sagt er, „dürfen wir nicht für absichtliche Grausamkeiten, sondern vielmehr für die Aeußerungen einer kindischen Gedankenlosigkeit und Erregung halten.“ Allerdings huldigt Lubbock den typischen Anschauungen eines Europäers, indem er [2]) weiterhin bemerkt: „Es giebt allerdings kaum ein grausames Verbrechen, kaum ein Laster, das in Europa nicht seines Gleichen fände. Aber das, was bei uns als Ausnahme gilt, ist bei ihnen eine Regel; das, was bei uns durch den allgemeinen Urtheilsspruch der Gesellschaft verdammt wird und sich nur auf ungebildete und schlechte Persönlichkeiten beschränkt, findet bei den Wilden kaum irgend welche Beachtung und wird beinahe als selbstverständlich betrachtet. Die Missionare behaupten z. B., daß in Tahiti nicht weniger als zwei Drittel der Kinder durch ihre Eltern umgebracht worden seien.“ Aber gerade der letzterwähnte Beweis ist es, welcher uns darüber aufklärt, daß es sich bei Lubbock in diesem Falle nicht um eine streng wissenschaftliche, sondern um eine konventionelle Auffassung der Unmoralität der Tahitier handelt. Unsere Anschauungen von der Bedeutung eines Kindermordes sind himmelweit verschieden von denjenigen der Tahitier und anderer dem Kindermorde fröhnenden Völker [3]): Es glauben dieselben an ein günstiges und fröhliches körperliches Fortbestehen in einem Jenseits; sie gehen ihrer kindischen Genußsucht und Arbeitsscheu gern nach in der Ueberzeugung, daß sie durch den Mord des Kindes demselben eine angenehmere Zukunft gesichert haben, als eine solche ihm auf Erden bevorstehen konnte. „Kinderseelen gelten für besonders heilig“, „sie sind den Göttern besonders lieb.“ Mitunter wird der Kindermord veranlaßt durch abergläubische Furcht vor Mißgestalten, vor schweren Geburten ꝛc. Jedenfalls fehlt diesen Kindermördern das Bewußtsein der Immoralität ihrer Handlung, was schon daraus zu ersehen ist, daß die Kinderliebe bei ihnen im hohen Grade ausgebildet erscheint. Zu bemerken ist schließlich noch, daß der Kindermord keineswegs die enorme Verbreitung besitzt, die ihm traditionell zugeschrieben wird. Ein klassisches Beispiel hierfür bietet die von gelehrten und ungelehrten Schriftstellern noch immer eifrigst kolportirte Fabel von der Verbreitung des Kindesmordes in China [4]).

Ebenso konventionell und unwissenschaftlich wie die unbedingte Verurtheilung des Kindesmordes nach dem Maßstabe unserer europäischen Moral, ist auch die Verurtheilung der Anthropophagie. Lassen sich doch selbst vorsichtige Forscher, wie Peschel, zu Aeußerungen hinreißen, wie „Verunreinigung durch Menschenfresserei“, „Entehrung des Menschengeschlechtes“ ... Wenngleich nun bei zahlreichen Stämmen zweifellos eine „Menschenfresserei aus Lüsternheit“ neben der Menschenfresserei aus Noth, der ja unter Umständen auch der Europäer fröhnen muß [1]), besteht, so wissen wir doch andererseits, daß der Kannibalismus in seiner ursprünglichen Form verknüpft erscheint mit der Idee von einem Uebergange der Eigenschaften des Verspeisten (bezieht sich auch auf Thiere) auf den Speisenden [2]), mit der Idee von einem ehrenvollen Begräbnisse der Anverwandten [3]) und anderen abergläubischen Vorstellungen. Jedenfalls hat der Forscher stets darauf zu achten, inwiefern Kannibalismus oder Menschenopfer in Verbindung mit religiöser Anschauung oder etwelcher Tradition des betreffenden Volkes zu bringen sind.

Allen diesen Erscheinungen gegenüber, welche vielfach ausgebeutet worden sind, um die Wilden als unverbesserliche grausame Thiere darzustellen, möchten wir schließlich noch auf die Thaten der Europäer hinweisen: wir erinnern an die alten Römer, an den Charakter des vielbesungenen Mittelalters, an die Gräuel der Kolonialgeschichte, die Sklavenwirthschaft, die Vernichtung und Ausbeutung der Völker niederer Kultur, an die haarsträubenden Todesstrafen, wie sie noch im vorigen Jahrhundert ausgeübt wurden (Patkul), an die mörderischen Kriege des gegenwärtigen Jahrhunderts u. s. w. u. s. w., wozu bei uns Europäern noch das erschwerende Moment hinzukommt, daß wir uns des Verbrecherischen unserer Handlung bewußt sind, was bei dem nicht reflektirenden und durch den Usus zur Grausamkeit angeleiteten Wilden nur ausnahmsweise oder bei Berührung mit Europäern der Fall sein kann. Erinnern wir uns schließlich daran, daß wir Europäer auch eine Zeit hatten, wo wir für Barbaren galten. Erinnern wir uns der denkwürdigen Worte, die William Pitt den Verfechtern der Sklavenwirthschaft in einer Parlamentsrede zuschleuderte: „Why might not some Roman senator, reasoning upon the principles of some honourable members of this house, and pointing to British barbarians, have predicted with equal boldness, „There is a people, that will never rise to civilization — There is a people destined never to be free — a people without the understanding necessary for the attainment of useful arts, depressed by the hand of nature below the level of the human species, and created to form a supply of slaves for the rest of the world.“ „Might not this have been said, according to the principles which we now hear stated, in all respects as fairly and truly of Britain herself, at that period of her history, as it can now be said by us, of the in habitants of Africa [4]).“

Weniger Werth noch als auf die Grausamkeit der Wilden legen wir auf die von gewissen Forschern hervorgehobene Religions- und Sittenlosigkeit derselben. Im ersten Falle handelt es sich stets darum, daß man sich nicht klar darüber ist, was unter religiösem Gefühle zu verstehen sei; mitunter aber sind auch die von den Missionaren gestellten Fragen außerordentlich ungeschickt [5]).

---

[1]) Lubbock: „Die vorgeschichtliche Zeit“ ꝛc. Deutsch von Passow. 1874. S. 269.

[2]) Lubbock: A. a. O. S. 270.

[3]) Gerland-Waitz: A. a. O. Bd. VI, S. 305, 638, 779. Gerland: „Ueber das Aussterben der Naturvölker.“ Leipzig 1868. S. 59 u. ff. Ploß: „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker.“ 2. Auflage. Berlin 1883. Bd. II, S. 243 u. ff.

[4]) Siehe die Widerlegung dieser Fabel bei M. Heyne und W. Schott: „Ueber den Kindermord der Chinesen.“ Erman's Archiv f. wiss. Kunde von Rußland, Bd. XVIII, 1859, S. 518.

[1]) Schaaffhausen: A. a. O. Kapitel 23. „Ueber Menschenfresserei und Menschenopfer.“ S. 515 bis 581.

[2]) Schaaffhausen: A. a. O. S. 518. Peschel-Kirchhoff: „Völkerkunde.“ 5. Auflage. Leipzig 1881. S. 33, 160.

[3]) Bastian: „Der Papua des dunklen Inselreiches ꝛc.“ Berlin 1885. S. 16 und 19.

[4]) Memoirs of the R. Hon. William Pitt. London 1839. S. 474.

[5]) Hätte Bick (bei Lubbock: „Entstehung der Civili-

Jedenfalls besitzen wir keine einzige wohlverbürgte Angabe über ein absolut religionsloses Volk [1]). Was die Sittenlosigkeit anbetrifft, so wollen wir in dieser, wie in jeder anderen Beziehung den Wilden keineswegs absolut rein waschen und idealisiren. Wir fühlen uns jedoch veranlaßt, auf den den Durchschnittsforscher charakterisirenden phänomenalen Mangel an Kenntnissen in Bezug auf die primitiven Formen der geschlechtlichen Verhältnisse hinzuweisen, daneben aber auch auf das konventionelle Urtheil des Europäers, das sich namentlich durch die Derbheit, die Ungeschminktheit der geschlechtlichen Beziehungen bei den Wilden beeinflussen läßt [2]). Daß diese beiden Momente nur allzu häufig das Urtheil des Europäers getrübt haben, ist eine allbekannte Thatsache. Einen Sittenspiegel den Europäern vorzuhalten, brauchen wir wohl kaum: die raffinirten Schäden unserer Kultur sind mehr als genügend bekannt.

Wir haben uns auf den vorhergehenden Seiten über die geistigen und moralischen Eigenschaften der sogenannten Wilden ausgesprochen und glauben auf Grund derselben von ihrer Kulturbefähigung reden zu dürfen. Unsere Ausführungen erleiden indessen einen furchtbaren Stoß dadurch, daß die Völker niederer Kultur bei einer Berührung mit den Kulturvölkern in der Regel zu Grunde gehen. Wir sind in einem früheren Aufsatze [3]) den Ursachen dieser traurigen und unter dem Namen „Aussterben der Naturvölker“ bekannten Erscheinung nachgegangen. Wir haben von einer direkten Ausrottung der Völker niederer Kultur (im Kampfe mit den Europäern, durch gegenseitige Vernichtung, durch importirte Krankheiten, Ausschweifungen ꝛc.), sowie von einer indirekten Ausrottung gesprochen (durch mangelhafte Konkurrenzfähigkeit den Europäern gegenüber, durch Ausbeutung, die durch die kindliche Sorglosigkeit der Wilden erleichtert wird, durch Demoralisation vermittels Schnaps), wobei die letztere Form genau genommen die gefährlichere ist, weil sie die bei der direkten Ausrottung nicht ausgeschlossene Vermehrung der Bevölkerung und ein Aufkommen derselben verunmöglicht [4]).

Wir sind indessen zu der Anschauung gekommen, daß mit dem Fortschritte der Kultur dem direkten Vernichtungskampfe gegen die Eingeborenen früher oder später selbstverständlich ein Ende gemacht werden wird. Den Schädlichkeiten in der ursprünglichen Lebensart der Völker niederer Kultur ist nur eine untergeordnete Bedeutung zuzuschreiben; derartige Umstände können wohl einzelne Stämme aufreiben, ganzen Völkern aber wenig anthun. Bedenklicher und für die Dauer gefährlicher erscheint dagegen die psychische Seite der Frage: die niederdrückende, entehrende und entnervende Stellung des Eingeborenen dem Kulturträger gegenüber und die Veränderung seines Charakters unter der Einwirkung der Laster, die ihm die Civilisation beizubringen pflegt. Die größte Schwierigkeit aber sehen wir in dem socialen Problem, in dem unheilvollen Resultate des unvermittelten Zusammenstoßes völlig heterogener Kulturen.

„Ein solcher Zusammenstoß, das Auftreten neuer socialer Mächte und Begriffe, ist eine äußerst schwierige und gefährliche Sache selbst für die widerstandsfähigen Kulturvölker. Ein Einblick in die Geschichte der europäischen Industrie, namentlich aber in die Geschichte des Kampfes der Industrie mit dem Handwerke, des Großkapitals mit dem Kleinkapitale u. s. w. läßt uns das Ungeheure der Umwälzungen erkennen, welche durch neue Erfindungen etwa, durch veränderte Betriebsweisen hervorgerufen werden, und das Unaufhaltsame, das Naturgemäße in dem Niedergange und Untergange der den Forderungen der Zeit und des Kampfes minder entsprechenden Elemente.

„Zahllose, ungekannte und ungenannte Opfer erfordert unter den Kulturvölkern die unablässig vor sich gehende Umgestaltung der socialen Verhältnisse, das „Schicksal“ der Völker. Widerstandslos unterliegen dieser Macht die Völker niederer Kultur [1]).“

Im Schoße der Kulturvölker erscheinen die Arbeiterklassen im Vergleiche mit den besser situirten Klassen in Bezug auf Lebensdauer, auf Betheiligung an Kultur und Lebensgenüssen und in der Aussicht auf Befestigung in ihren menschlichen Rechten schwer benachtheiligt; in einem noch höheren und für die Existenzbedingungen noch entscheideneren Maße gilt dieses für die Völker niederer Kultur.

Wir trösten uns damit, daß die Gegenwart mit aller Macht an neuen ökonomischen Formen arbeitet, welche den Ausgleich der socialen Benachtheiligung zu bewirken haben werden.

Diese Formen werden es uns mit der Zeit ermöglichen, in unserem Verhältnisse zu den Völkern niederer Kultur rechtlichere und humanere Bahnen einzuschlagen und das, was jetzt theoretisch gefordert wird, die Kulturgewinnung der Wilden, auch praktisch durchzuführen.

Die Völker niederer Kultur sind somit als gleichberechtigte Mitmenschen der Kulturvölker zu betrachten, sie sind lediglich durch eine schwere Kette von geographischen und

---

sation“, deutsch v. Passow. Jena 1875. S. 175) statt die Arafuras zu fragen, „wen sie um Hilfe anflehen, wenn sie in Noth sind und ihre Schiffe von der Gewalt eines heftigen Sturmes erfaßt werden,“ die Frage gestellt, „wen sie zu beschwichtigen suchen, daß er den Sturm einstelle“, so hätte er aller Wahrscheinlichkeit nach eine befriedigende Antwort erhalten. Charakteristisch ist es ferner, daß die Missionare auf Religionslosigkeit schließen, wenn die Eingeborenen nichts über einen „allmächtigen Gott, den Schöpfer und Erhalter der Welt, den Zeugen ihrer Handlungen und den zukünftigen Richter ihrer Thaten“ aussagen können (Lang: „Ueber die Australier bei Lubbock“ a. a. O. S. 175).

[1]) Peschel-Kirchhoff: „Völkerkunde.“ 5. Auflage. Leipzig 1881. S. 260. Treffend sagt Bastian: „Religion oder doch die elementare Anlage dafür besitzt jedes Individuum.“ — „Der Papua des dunklen Inselreiches ꝛc.“ Berlin 1885. S. XI.

[2]) Waitz: „Anthropologie der Naturvölker.“ Bd. I. Leipzig 1859. S. 381. „Was bei fremden Völkern von unseren eigenen Sitten in hohem Grade abweicht, erscheint uns für sich allein schon leicht unvernünftiger und verkehrter als es wirklich ist, und besonders, wo Schmutz, Gemeinheit und Elend uns abstoßen bis zum Ekel, sind wir nur wenig geneigt, das Einzelne, das uns entgegentritt, einer so genauen Betrachtung zu unterwerfen als nöthig ist, um es aus dem Geiste und inneren Lebenszusammenhange des Volkes zu verstehen, dem es angehört: eine rasche Verurtheilung desselben liegt uns alsdann näher, und die Kulturunfähigkeit eines Volkes ist leicht ausgesprochen.“

[3]) Petri: „Ursachen des Aussterbens ꝛc.“ A. a. O.

[4]) Einen schlagenden Beweis für das Nichtvorhandensein eines „Naturgesetzes“, nach welchem die sogenannten „Naturvölker“ bei einer Berührung mit den Kulturvölkern zu Grunde gehen, hat Gerland in seiner von uns bereits erwähnten Studie über die Indianer gegeben („Globus“, Bd. 35 und 36). Weitere Ausführungen über die Indianerfrage finden sich im „Ausland“, 1885 (S. 321). Auch wir haben diese Frage einer Untersuchung unterworfen („Wostotschnoje obosrenije“, 1886, Nr. 4, russisch) und sind, wenngleich wir manches an der Statistik der „Annual Reports“ auszusetzen hatten, zu übereinstimmenden Schlüssen mit Gerland gekommen. Von Interesse sind die Ausführungen von Sir Bartle Frere darüber, daß die Zahl der Hottentotten sich gegenwärtig nicht vermindert. Sir Bartle Frere hebt den günstigen Einfluß der Briten auch auf die Namaqua und Damara hervor („On the laws affecting the Relations between civilized and Savage Life etc.“ Journal of the Anthropological Institute, Vol. XI, 1882, p. 313 bis 352).

[1]) Petri: „Ursachen des Aussterbens ꝛc.“ A. a. O. S. 265.

historischen Kombinationen auf einer niederen Stufe der Kultur zurückgehalten worden. Die Völker niederer Kultur sind weder besser noch schlechter als die Kulturmenschen. Sie stehen auf verschiedenen Stufen der menschlichen Entwickelung. Die Tugenden und nicht minder die Laster derselben sind vorwiegend instinktiver Natur; sie lassen sich je nach dem äußeren Einflusse abstreifen oder auch entfalten. Dem Wilden sind die guten und die bösen Eigenschaften des Kulturmenschen in einem latenten oder embryonalen Zustande eigen. Unter günstigen Umständen und mit gewissen Anstrengungen kann der Wilde für die Kultur gewonnen werden; weit leichter aber läßt er sich der Schwäche der menschlichen Natur gemäß bei schlechter Behandlung zu Grunde richten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In dem um die siebenbürgische Litteratur vielfach verdienten Verlage von Karl Graeser in Wien ist ein kleines, sehr hübsch und reich illustrirtes Heft von Dr. W. Lauser, „Ein Herbstausflug nach Siebenbürgen" betitelt, erschienen, dessen Hauptzweck es ist, andere zum Besuche des landschaftlich, ethnographisch und historisch so merkwürdigen Landes zu veranlassen. Unter den Bildern sind einige, nach Photographien von M. von Déchy geschnitten, von besonderem Interesse. — Wir heben hier einige Punkte heraus, welche die dortigen Nationalitätsverhältnisse betreffen. „Die Romänen Siebenbürgens — heißt es S. 23 — stellen sich uns heute nicht mehr als jene große gleichgültige Masse dar, die sich mit Leichtigkeit niederhalten, und der sich etwa die besseren Bestandtheile einfach entnehmen ließen, um das magyarische Volksthum zu verstärken. Einer der hervorragendsten Romänen Siebenbürgens sagte mir mit Stolz, daß man unter seinem Volke Abtrünnlinge so gut als gar nicht, jedenfalls weniger als unter den Deutschen kenne, und daß es ein Verhängniß für die Magyaren sei, nicht daran glauben zu wollen, daß unter den Romänen seit einigen Jahrzehnten eine gebildete Klasse herangewachsen ist, die, weil ihr das Emporkommen unter den Magyaren erschwert wird, zu den Stammesbrüdern nach Rumänien hinüber wandert. Die Zahl der siebenbürgisch-romänischen Gewerbsleute in Bukarest ist heute schon größer als diejenige in ganz Siebenbürgen. Siebenbürger Romänen beherrschen theilweise die Plätze von Galatz, Braila, Plojest, Krajova und Giurgewo. In Rumänien findet man heute ferner Alle, die während der letzten anderthalb Jahrzehnte an irgend einer deutschen Hochschule oder daheim sich ein Diplom erworben haben, Professoren, Ingenieure, Architekten, Aerzte, Advokaten und Richter. Auf nicht weniger als etwa 15000 Köpfe dürfte sich die in Rumänien befindliche „intelligente Emigration" siebenbürgischer Romänen, auf nicht weniger als 25000 Köpfe die Zahl derjenigen überhaupt belaufen, welche Jahr für Jahr aus Siebenbürgen zu den Stammverwandten im Nachbarreiche auswandern. Wir müssen aber in der Thatsache, daß der Kultur-Schwerpunkt von den siebenbürgischen Romänen mehr und mehr nach Rumänien hinüberrückt, eine ungleich ernstere Gefahr erkennen als in den Brandschriften einiger Querköpfe." — Die Magyaren freilich fahren in ihrer Unterdrückung und Bekämpfung des romänischen wie deutschen Wesens unbeirrt fort, und namentlich hat Hermannstadt darüber zu klagen, dem man das Schwurgericht genommen hat, und das für den Verlust der Landesirrenanstalt, des Landesmilitärkommandos u. s. w. fürchtet. „In die städtische Gesellschaft Hermannstadts ist eine große Zerfahrenheit eingerissen; die hierher gesetzten magyarischen Beamten bilden eine Gruppe abseits; die romänische Gesellschaft ist durch die fortwährende Auswanderung ins Schwanken gerathen; die militärische Gesellschaft darf mit der deutschen nicht zu vertraulich verkehren und diese sieht sich peinlicher Ueberwachung und Angeberei durch übereifrige Anhänger des magyarischen Kulturvereins ausgesetzt. Ein Trost in solcher Lage ist für die Sachsen die soeben durch die Forschungen ihres landsmännischen Volkswirthes, Meltzl, festgestellte Thatsache, daß die sächsische Bevölkerung stetig in viel größerem Maße als im übrigen Ungarn oder z. B. in Steiermark zunimmt. Auch im Auslande wird man die Thatsache beachten, daß von den 227 Gemeinden der Sachsen, die im Pester Reichstage als Volksdäumling verspottet wurden, in 118 Jahren nur 22 zurückgegangen sind, eine still stehen geblieben ist, alle anderen aber, und zwar 55 um mehr als 100 Proc., zugenommen haben. Von den abwärts gehenden Gemeinden waren etliche schon vor einem Jahrhundert von fremdem Volksthum überfluthet und sie haben eben durch ihr bloßes Fortbestehen die außerordentliche Zähigkeit ihrer Lebenskraft bewährt. Ein Umstand, den man in Pest wohl beherzigen sollte, ist ferner, daß die romänische Bevölkerung in den sächsischen Gemeinden rückwärts geht und die deutsche an Boden gewinnt, während das Umgekehrte zwischen Romänen und Magyaren stattzufinden pflegt." (S. 46 ff.)

— Die russische Regierung hat eine gründliche wissenschaftliche Erforschung der Krim beschlossen. Im kommenden Sommer soll Kuznetsow die Sitten, Gebräuche und die ökonomische Lage der dortigen Mohammedaner studiren, Wesselowski nach Mineralprodukten suchen und mehrere Gärtner feststellen, in wie weit das Klima für gewisse Pflanzen und Früchte sich eignet.

Asien.

— Die Herren Capus und Bonvalet, welche schon 1880 bis 1882 Russisch-Turkestan durchwanderten, sind in Begleitung des Malers Pepin Mitte März in Tiflis eingetroffen, um im Auftrage der französischen Regierung Transkaspien, Turkestan und Persien zu bereisen.

— Gegen Ende Mai wird eine englische Gesandtschaft nach Tibet von Dardschiling aufbrechen und sich durch Sikkim nach Schigatze und von dort nach Lhasa begeben. An ihrer Spitze steht Mr. Macaulay; als Arzt und Naturforscher begleitet sie Dr. Cunningham, als Vertreter der Landesaufnahme wahrscheinlich Oberst Tanner.

— Lieutenant Cairns vom Ingenieurkorps hat den Irawadi oberhalb Bamo bis Mougung (25½° nördl. Br.) aufgenommen und dabei nachgewiesen, daß die Nebenflüsse Simbo und Mougung für Dampfer nicht zu befahren sind.

— Im kommenden Sommer sendet die K. Russische Geographische Gesellschaft die Herren Ignatiew und Krasnow nach dem Tiën-schan, um dessen höchste Erhebung, den Chan-Tengri, eingehend zu erforschen.

Afrika.

— Die französische Kolonie Obock ist durch ein Dekret des Präsidenten der Republik vom 3. März 1886 zur Sträflingskolonie erhoben worden, und zwar in erster Linie für Sträflinge arabischer Rasse. Durch diese Maßregel

soll dem Mangel an Arbeitskräften, welcher in der Kolonie herrscht und welcher durch die Einfuhr von Kulis nicht gehoben wurde, abgeholfen werden. („Petermann's Mitth.")

— Die bereits (s. oben S. 190) erwähnte Expedition der Mailänder Gesellschaft zur kommerciellen Erforschung Afrikas nach Harrar ist in einem sehr großen Maßstabe ausgerüstet worden. Anführer ist Graf Porro, Geologe Prof. Licata, Meteorologe Graf Cocastelli, Arzt Dr. Gottardo, Kaufmann Romagnoli, Maler Valle u. s. w. Die Expedition verfolgt einen doppelten Zweck: den, in Zeilah und Harrar neue Handlungshäuser zu errichten, und zweitens die Erforschung der Länder im Westen und Süden von Harrar und besonders der noch fast ganz unbekannten Gegend westlich von Kaffa bis zum Nil, eine Aufgabe, welche schon Cecchi und Chiarini gestellt war, die zu lösen sie aber durch die Königin von Gera verhindert wurden. Den Stützpunkt für die Erforschung jener Länder, in welchen man Absatzgebiete für den italienischen Handel zu finden hofft, soll Harrar abgeben, wo freilich die Verhältnisse für Europäer nicht zum besten sich gestaltet haben, seitdem die ägyptischen Truppen abgezogen sind. (Die ganze Expedition ist inzwischen in Arbut zwischen Zeilah und Dschaldessa [220 km von der Küste] durch den Emir von Harrar ermordet worden.)

— Die Befürchtung, durch die Ausdehnung der französischen Kolonie Gabun nach Norden hin ganz vom afrikanischen Festlande verdrängt zu werden, hat die Spanier veranlaßt, eine Expedition in das von ihnen beanspruchte Gebiet des Muni zu entsenden. Unter Führung von Dr. Osorio und Montes de Oca drang dieselbe an seinem südlichen Nebenflusse Noya, welchen bereits Du Chaillu befahren hatte, nach Osten vor, dann überschritt sie die Wasserscheide zum Benito und gelangte an diesem aufwärts bis ca. 12° östl. v. G. („Petermann's Mitth.", 1886, Heft 4.)

— H. A. Krause hat sich wieder nach Westafrika begeben, um das Hinterland des Togo-Gebietes zu erforschen. Der dort gelegene, noch zum deutschen Schutzgebiete gehörige Ort Adangbe, den schon H. Zöller erkundet hatte und 87 km von der Küste ansetzt, ist zu Anfang des Jahres 1885 von zwei französischen Missionaren, P. Ménager, dem apostolischen Präfekten von Dahome, und P. Lecron, erreicht worden; dieselben fuhren über die Avon-Lagune und gingen dann in nordöstlicher Richtung über Gpome, Agome, Yobome, wo hohe Wälder beginnen, und Gati nach Adangbe, einer Stadt von 7000 bis 8000 Einwohnern, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von flüchtigen Minas aus Akra gegründet worden ist. Den Missionaren wurde vom Häuptlinge der Stadt Land zu einer Station angewiesen und nach den letzten Nachrichten sind sie schon damit beschäftigt, sich dort niederzulassen.

— Aus einem Briefe des Afrikareisenden Dr. Fischer aus Kagehi an der Südspitze des Viktoria Njanza, 8. Januar, an Professor Bastian theilt der letztere der „National-Zeitung" Folgendes mit:

„Uganda nicht passirbar; Kabaka ein roher, gewaltthätiger Mann, der dem Bangi-Rauchen ergeben. Europäer werden verfolgt; Araber haben intriguirt, auf Vorgänge in Sansibar fußend, besonders gegen Deutsche. Englischer Bischof Hannington ermordet, alle Missionskinder verbrannt, Hunderte von Waganda (auch Wakunga) getödtet, weil sie zu den Engländern in die Schule gegangen. Gestern Nacht durch zwei meiner Leute, welche nach Uganda geschickt, um mich anzumelden, einen Brief von M. Mackay erhalten, der sagt, daß der Kabaka vorhat, mich mit allen Trägern zu tödten. Ich solle sobald wie möglich Kagehi verlassen. Ein Glück, daß ich nicht zwei Monate früher hier eintraf, bevor Bischof Hannington Uganda erreichte, welcher mit 400 Mann durchs Massailand über Kawirondo und Usoga gezogen; in der Nähe des Nil-Ausflusses ist er mit 50 Sansibarleuten getödtet, seine zwei Begleiter sollen entkommen sein. Emin Bey hat an Mackay geschrieben, daß er keine Erlaubniß erhält, Unjoro zu passiren, Kabarega will weder Europäer noch Aegypter und Araber sehen. Emin Bey soll mit Junker unweit Unjoro lagern, im Grenzgebiete von Kedi. Die Bakedi hat er zurückgeschlagen. — Will übermorgen fort und versuchen, östlich um den See zu gehen, über Kawirondo, von dort die Grenzgebiete von Ugando-Unjoro weit links lassend, die ägyptischen Provinzen zu gewinnen suchen. — Habe keinen Augenblick Ruhe, alle Waaren müssen wieder umgepackt werden; dabei noch schwach von Fieber. Sehr ungesunder Ort hier: bösartige Fieber, Dysenterie, Augenentzündungen (4000 Fuß über dem Meeresspiegel). Die Route ist sehr schwierig, da keine mohammedanischen Handelswege hier bestehen. Auch sind meine Waaren für Uganda-Unjoro eingerichtet (viele theure Zeugstoffe), während in jenen Gebieten hauptsächlich Messingdraht und Perlen gehen. — Habe an Mackay geschrieben, wo möglich Emin Bey wissen zu lassen, daß ich versuche, auf besagtem Wege mich mit ihm zu vereinigen."

Nordamerika.

— Der Bericht des Lieutenant Ray über die Expedition nach Point Barrow ist, mit amerikanischer Liberalität ausgestattet, nun erschienen[1]) und bringt manches Interessante. Die Reise selbst, obschon hin und zurück stürmisch und ziemlich lang, ist glücklicher Weise von allen „interessanten" Zwischenfällen frei geblieben und das Leben auf der Station floß bei gleichmäßiger wissenschaftlicher Arbeit ziemlich eintönig dahin. So nimmt der Reisebericht nur wenig Raum weg und weitaus den größten Theil des stattlichen Bandes wissenschaftliche Mittheilungen und die genaue Aufzählung der Beobachtungen. Von besonderem Interesse ist das ethnographische Kapitel, da durch den zweijährigen Aufenthalt die Glieder der Expedition mit den Eskimos sehr vertraut wurden; verschiedene Typen, die Sommer- und Winterwohnungen und eine Anzahl von der Expedition erworbener Geräthe sind sehr gut abgebildet. Die mitgebrachten Sammlungen sind von John Murdoch bearbeitet; die Säugethiere ergaben 24 Species, die Vögel, von denen die seltene Rhodostethia rosea im Sommer- und im Winterkleide sehr hübsch abgebildet ist, 54, von denen besonders die Eiderente bei ihrem Frühlingsdurchzuge als Proviantlieferantin wichtig war und in gefrorenem Zustande das ganze Jahr hindurch aufbewahrt wurde. Nur die Mollusken, 61 Arten, davon drei neu, sind von Dall, dem genauesten Kenner der arktisch-polaren Molluskenfauna, bearbeitet, die Pflanzen von Asa Gray. — Wir behalten uns vor, einzelne interessante Beobachtungen, besonders aus der ethnographischen Abtheilung, gelegentlich unseren Lesern mitzutheilen.

Vermischtes.

— L. Lindenschmit: Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Erster Theil, zweite Abtheilung. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1886; S. 321 bis 456. Die erste Abtheilung (erschienen 1880) dieses ebenso nothwendigen wie verdienstvollen Werkes des Nestors der deutschen Alterthumsforschung enthielt nach der umstrittenen Einleitung die Grabbauten, die Körperbildung, die Waffen unserer fränkischen Urzeit. Mit S. 302 war das schwierige Gebiet der Kleidung begonnen worden. Dieses Kapitel führt die neue Abtheilung weiter, indem Kopftracht, Wamms, Hosen, Spangen, Schuhwerk, Gürtel und Zubehör, besonders die mächtigen Schnallen der männlichen Tracht, ferner Kranz, Haarnadeln, Ringe, Perlen, Zierscheiben, Gewänder der weiblichen Tracht in Text und Abbildung nach den schriftlichen Quellen und den Ausgrabungsfunden geschildert wer-

[1]) Report on the International Polar Expedition to Point Barrow, Alaska, in response to the Resolution of the House of Representatives of December 11, 1884. Washington, Gov. Printing Office 1885.

den. Daran schließt sich eine sachkundige Beschreibung des Webstuhles und der Spindeln und von S. 421 an eine detaillirte Darstellung der hervorragendsten fränkischen Schmuckstücke, der Spangen und Zierscheiben. Auf S. 452 bis 456 wird die Frage nach dem Charakter der merkwürdigen Vögel behandelt, welche auf Zierscheiben und Nadeln am Mittelrheine abgebildet vorkommen. Lindenschmit erklärt sie für Habichte oder mit Bezug auf die altgermanische Falkenjagd für Falken (vergl. Taf. XXI, Fig. 5 und 6, Taf. XXIII, Fig. 13, 16, 18). Jedoch mit dem Habitus stimmt nur der Schnabel, dagegen weichen Flügel und Leibbildung davon ab und nähern sich besonders auf der Obrigheimer und Deidesheimer Vogelfibel (leider sind beide, die sprechendsten Exemplare, nicht abgebildet) dem Hühnertypus. Am meisten wird man durch Schnabel, Gefieder und Schwanz an den Pfefferfresser, den Tukan, erinnert. Sollte es nur ein Phantasiegebilde, etwa eine Art von Phönix vorstellen? So die Ansicht von Prof. Pfißner, Sekretärs der Pollichia zu Dürkheim. — Abgesehen von dieser noch offenen Streitfrage bietet das Werk nach Text und Abbildung (Fig. 256 bis 447 und 24 Tafeln, trefflich gezeichnet) jedem Archäologen das Material für die merovingische Kultur in reicher Auswahl und die nöthige Kritik dazu. Möge es dem Meister kunstgeschichtlicher Darstellung bald gelingen, den Rest der „Alterthümer der Merovingischen Zeit" den Forschern der gebildeten Welt als hoch willkommene Gabe zu bieten!

C. M.

— Richthofen's Führer für Forschungsreisende. Zu einem stattlichen Bande von 750 Seiten hat sich der Abschnitt über Geologie in Neumayer's bekannter „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen" erweitert, der nun als separates Werk dem Publikum vorliegt. Nur die erste Abtheilung hat den alten Charakter bewahrt und giebt ausführliche Anleitung bezüglich der Reisevorbereitung und Reiseausrüstung zum Messen und Zeichnen und zum Anstellen von klimatischen und biologischen Beobachtungen. Was dann folgt, kann eigentlich kein Führer mehr genannt werden, aber es ist unendlich dankenswerther als ein solcher, denn es giebt in allgemein verständlicher und sehr übersichtlicher Form einen Ueberblick über alle die geologischen und physikalischen Fragen, welche die Erdkunde gegenwärtig beschäftigen und stellt klar und präcise alle die Richtungen auf, in welchen Forschungen nöthig thun und auch von Nichtspecialisten gefördert werden können. Es mag manchen Nichtfachmann im Anfange sonderbar anmuthen, wenn er alle Erscheinungsformen der Erdoberfläche und die sie bedingenden Vorgänge hübsch klassificirt und in ein System gebracht sieht und vielleicht wird er die Achseln zucken über den Professor, der hier dem Reisenden immer über die Schulter sieht. Aber er wird bald nicht umhin können, diese Klassifikation anzuwenden, vielleicht nur auf seine nächste Umgebung, auf Gegenden, die er durchwandert, und er wird sofort finden, daß sie ihm unzählige neue Gesichtspunkte eröffnet und daß selbst die durch tägliches Sehen völlig interesselos gewordenen Gebiete einen ganz neuen Reiz für ihn gewinnen und Gelegenheit zu Beobachtungen und Forschungen bieten. Aber auch wer schon mit Erfolg gereist, wird reiche Anregung in dem Buche finden und er wird manchmal bedauern, daß er es nicht schon vor seinen Reisen gekannt hat, wenn er Erscheinungen in ihrem Zusammenhange aufgeführt findet, die er wohl bemerkt, aber keines genaueren Studiums gewürdigt hat.

Die zweite Abtheilung giebt eine Uebersicht der äußerlich umgestaltenden Vorgänge und der dabei zu machenden Beobachtungen. In großen Zügen werden vorgeführt die Verwitterung, der Einfluß der Quellen, der fließenden Gewässer und des Eises, die Seebecken, ihre Entstehung und Eintheilung, die Meeresküsten in ihren verschiedenen Typen und der Einwirkung der Brandung auf dieselben, die Kennzeichen positiver und negativer Bewegung des Meeres und schließlich die Einwirkung der bewegten Luft. Die äolische Ablation und Korrosion, die Umlagerung und Aufbereitung der lockeren Bodenbestandtheile, welche in der modernen Geologie eine immer größere Wichtigkeit erlangen, werden auch in dem folgenden Abschnitte noch einmal eingehend besprochen und ihre Bedeutung für den Löß, den südrussischen Schwarzboden, den indischen Regur, aber auch für die Entstehung der Wüsten und der Oasen in denselben erörtert.

Die dritte Abtheilung beschäftigt sich zunächst mit dem sonst meist unbeachtet bleibenden lockeren Erdboden, seinen Bildungsfaktoren, je nachdem sie primär durch Bildung aus dem festen Gesteine, oder sekundär durch Fortführung des gebildeten Bodens, oder auch in beiden Beziehungen zugleich arbeiten, dann mit den Bodenarten, die in Alluvialboden, der am Orte seiner Bildung verbleibt, und in Aufschüttungsboden unterschieden werden. Hier findet die Lateritfrage eine eingehende Erörterung, wenn auch natürlich noch keine Lösung. — Die folgenden Kapitel beschäftigen sich mit den festen Gesteinen, den Vulkanen, dem Gebirgsbaue im Allgemeinen und den Hauptformen der Bodenplastik. Hier müssen wir dem Verfasser ganz besonders dankbar sein, daß er eine sorgsam ausgearbeitete Terminologie auch in das große Publikum einführt, denn, wenn irgendwo, ist es hier nöthig, daß dieselbe Erscheinung überall auch mit demselben Namen bezeichnet wird; nur damit wird eine Verwerthung und Vergleichung der zerstreuten Beobachtungen möglich.

Es ist natürlich nicht unsere Aufgabe, aus dem reichen und in knapper Form gehaltenen Inhalte des Richthofen'schen Buches Auszüge zu bringen; wir können darauf um so eher verzichten, als es hoffentlich rasch die verdiente Verbreitung finden wird.

Ko.

— Warum der Arzt Dr. Otto Stoll, welcher Jahre lang sich in Guatemala aufgehalten hat, keine Schädelmessungen an Indianern ausgeführt hat, sagt er in beherzigenswerthen Worten in seinem Reisewerke „Guatemala" (S. 297): er hielt die Gewinnung von linguistischem Materiale für dringlicher. „Die Köpfe bleiben noch lange, nicht aber die Sprachen. Da der Mensch, wohl seit er „Mensch" ist, unter den stark variirenden Einflüssen der Domestikation, des Lebens in Gesellschaften, extensiver Wanderung mit nachfolgender Kreuzung, in welcher komplicirende Faktoren, wie Vererbung und Rückschlag, in nicht zu ermittelnder Ausdehnung mitwirkten, gestanden hat, so möchte es noch fraglich erscheinen, ob dem Schädel wirklich diejenige morphologische Bedeutung zukommt, die ihm gegenwärtig vielfach zugeschrieben wird. Jedenfalls ist in Gebrauch dieses Kriteriums Behutsamkeit von Nöthen, wenn die Rassenklassifikation einen anderen als künstlichen Inhalt haben soll und man nicht Gefahr laufen will, Zusammengehöriges zu trennen, Heterogenes zu vereinigen."

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XXX. (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. O. Heyfelder: Die Michaelbucht am Kaspischen Meere. (Mit einer Kartenskizze.) — Prof. Dr. Eduard Petri: Unser Verhältniß zu den Völkern niederer Kultur. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 14. April 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.